

**Professur für Architektur
und Konstruktion** Annette **Gigon**
ETH Zürich Mike **Guyer**

HIL E 15
Stefan-Franscini Platz 5
CH 8093 Zürich
Tel +41 44 633 20 09

HS 16

EIN HAUS DER BÜCHER

Assistierende:

Michael Künzle

michael.kuenzle@arch.ethz.ch

Barbara Schlauri

schlauri@arch.ethz.ch

Kord Büning-Pfaue

buening-pfaue@arch.ethz.ch

Regula Zwicky

zwicky@arch.ethz.ch

Leitung HS 16:

Annette Gigon

gigon@arch.ethz.ch

INHALT

05	ZUM SEMESTER
07	SEMESTERAUFBAU
08	TERMINE
09	ANFORDERUNGEN
11	BAUPLÄTZE
12	Stadtplan der Stadt Zürich
14	Bauplatz Aussersihl, Lochergut
16	Bauplatz Unterstrass, Haldenegg
18	Bauplatz Altstadt, Obere Zäune
21	RAUMPROGRAMM
23	REFERENZBAUTEN
41	TEXTE UND FOTOESSAY
42	Kurze Geschichte des Bibliothekbaus, Ulrich Naumann
48	Die Bibliothek von Babel, Jorge Luis Borges
54	Die Bibliothek bei Nacht, Alberto Manguel
64	Die Wissenschaften und die Zeit: Über die Paradoxie der Bibliotheken, Peter von Matt
72	Die Bibliothek, Umberto Eco
81	Bibliotheken, Fotografien von Candida Höfer
86	In der Bibliothek, Ilma Rakusa
88	Die Quadratur des Kreises: Zur Entstehung einer Bibliothek, Werner Oechslin
94	Buchkritik als Kulturkritik. Bibliophobie in den Geisteswissenschaften, Michael Hagner
98	Die Bibliothek, die Architektur und die ‚Architektonik‘, Werner Oechslin
108	Die Bibliothek des Architekten, Irene Meissner
114	Das dreißigste Jahr, Ingeborg Bachmann
117	GRUNDLAGEN
119	Grundriss Baubibliothek ETH Höggerberg
120	Bauenentwurfslehre, Ernst Neufert
124	BIBLIOGRAPHIE
125	WEITERFÜHRENDE LITERATUR



Anders Lutz & Anders Guggisberg, Bibliothek (Arturo Belano), 2011, 19 Inkjetprints on plywood

ZUM SEMESTER EIN HAUS DER BÜCHER

Eine Bibliothek mit Lesesaal und Magazin sowie ein Laden und ein Café bilden das Raumprogramm: Das Szenario handelt vom grosszügigen Geschenk einer anonymen Stifterin, die ihre Kunstbibliothek, bestehend aus mehreren tausend Bänden, der Stadt Zürich widmet. Neben der Büchersammlung umfasst das Legat genügend Mittel, um inmitten von Zürich ein Grundstück zu erwerben, ein Bibliotheksgebäude zu errichten und die Bibliothek öffentlich für die nächsten einhundert Jahre betreiben zu können. Aus einem Ankaufsetat wird der Bestand laufend um die wichtigsten Neuerscheinungen ergänzt. Im Erdgeschoss soll zudem Raum für einen Buchladen und ein öffentliches Café geschaffen werden, die unabhängig von der Bibliotheksnutzung betrieben werden. Drei verschiedene Parzellen in der Stadt Zürich stehen für das Vorhaben zur Diskussion.

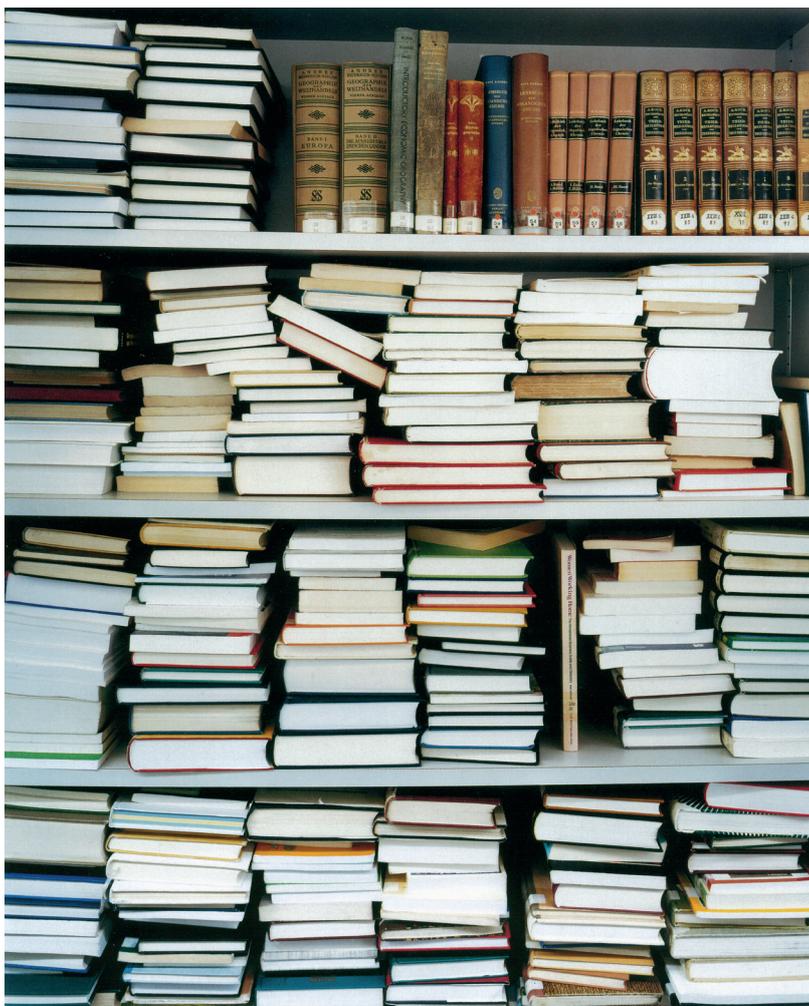
Der Umfang der Projektarbeit wird von der städtebaulichen Setzung und Volumetrie, über die räumliche Konfiguration, Lichtführung und Materialisierung bis zur Detaillierung von Innenausbau und Mobiliar reichen. Besondere Beachtung soll im Inneren dem Lesesaal, bzw. dem Leseplatz gelten, dort wo die Menschen bei gutem Tageslicht und abends beim Schein der Leselampen studieren, lernen, blättern und über offenen Büchern und Laptops träumen.

Neben Fragen der Nutzung, der Haupt- und Nebenräume, der Erschliessung, neben Themen der Belichtung, der Verknüpfung von Innen und Aussen, neben der Konstruktion*, der Materialwahl und auch der Behandlung der Baustoffe, wird der Fokus der Entwurfsarbeit immer wieder auf der konzeptionellen Durchwirkung des Projektes liegen.

Die Analysen und gegenseitigen Präsentationen von interessanten historischen und zeitgenössischen Bibliotheksgebäuden in der ersten Woche bilden eine Tour d'Horizon und den Einstieg ins Semester. Die einzelnen Entwürfe werden anhand von Skizzen, Plänen, Arbeitsmodellen und Renderings erarbeitet.**

* Fakultativ wird eine Vertiefung der Konstruktion als integrierte Disziplin angeboten.

** Unabhängig, fakultativ und ohne Benotung können die Studierenden des Kurses an einem Render-Tutorial teilnehmen.



Candida Höfer, Bibliothek ETH Zürich II, 2005

SEMESTERAUFBAU

TERMINE

Woche	Datum	Zeit	Programm
KW38 01	Di 20.09.16	10:00 h	Platzbelegung, Einführung, Zeichensaal HIL D 15
		12:00 h	STADTSPAZIERGANG Besichtigung der Bauplätze und Besuch ausgewählter Bibliotheken
	Mi 21.09.16	09:00 h	Einteilung Analysegruppen / Modellbau
		10:00 h	Arbeit im Zeichensaal HIL D 15
KW39 02	Di 27.09.16	10:00 h	SEMINAR ANALYSE Referenzbauten HIL D 15
	Mi 28.09.16	09:00 h	individuelle Arbeit, Tischkritik mit Assistierenden
KW40 03	Di 04.10.16	10:00 h	KONZEPTKRITIK HIL D 15
	Mi 05.10.16	09:00 h	individuelle Arbeit, Tischkritik mit Assistierenden
KW41 04	Di 11.10.16	10:00 h	individuelle Arbeit, Tischkritik mit Assistierenden
	Mi 12.10.16	09:00 h	individuelle Arbeit, Tischkritik mit Assistierenden
KW42 05	Di 18.10.16	10:00 h	ZWISCHENKRITIK 1 HIL D15
	Mi 19.10.16	09:00 h	ZWISCHENKRITIK 1 HIL D15
KW43	22. - 28.10.16		SEMINARWOCHE
KW44 06	DI 01.11.16	10:00 h	individuelle Arbeit, Tischkritik mit Assistierenden
		17:00 h	VORTRAG Jason Frantzen, Partner Herzog & de Meuron, „About Libraries“
	MI 02.11.16	09:00 h	individuelle Arbeit, Tischkritik mit Assistierenden
KW45 07	Di 08.11.16	10:00 h	ZWISCHENKRITIK 2 HIL D15
	Mi 09.11.16	09:00 h	ZWISCHENKRITIK 2 HIL D15
KW46 08	Di 15.11.16	10:00 h	individuelle Arbeit, Tischkritik mit Assistierenden
	Mi 16.11.16	09:00 h	individuelle Arbeit, Tischkritik mit Assistierenden
KW47 09	Di 22.11.16	10:00 h	individuelle Arbeit, Tischkritik mit Assistierenden
	Mi 23.11.16	09:00 h	individuelle Arbeit, Tischkritik mit Assistierenden
KW48 10	Di 29.11.16	08:00 h	ZWISCHENKRITIK 3 HIL D15
	Mi 30.11.16	08:00 h	ZWISCHENKRITIK 3 HIL D15, bis 16:00 h
KW49 11	Di 06.12.16	10:00 h	KRITIK integrierte Disziplin KONSTRUKTION HIL D15
	Mi 07.12.16	09:00 h	individuelle Arbeit, Tischkritik mit Assistierenden (ev. weiterer Kritiktag i.D. Konstruktion)
KW50 12	Di 13.12.16	10:00 h	individuelle Arbeit, Tischkritik mit Assistierenden
	Mi 14.12.16	09:00 h	individuelle Arbeit, Tischkritik mit Assistierenden
	So 18.12.16	12:00 h	Räumung der Diplomzone im Zeichensaal
KW51 13	Mo 19.12.16	17:00 h	Schlussabgabe
		17:00 h	Komplette Räumung des Zeichensaals HIL D 15
		18:00 h	Aufbau der Kritikzone im Zeichensaal gemäss Plan Assistenz
	Di 20.12.16	09:00 h	SCHLUSSKRITIK HIL D 15
	Mi 21.12.16	09:00 h	SCHLUSSKRITIK HIL D 15
		20:00 h	Mit Annette Gigon, Mike Guyer und Gästen Apéro in der Stadt zum Semesterabschluss

ANFORDERUNGEN

ANALYSE

- Abgabe von 2-4 A3 Blättern gemäss Vorlage Lehrstuhl (Layout Struktur, Nummerierung, Quellenangaben, Font übernehmen)
- Abgabe Beamer Präsentation mit Plänen und Bildmaterial (Abgabe PDF) - Präsentationszeit: 5 -10 Minuten.
- Ablage der A3 Panels und der Präsentation im PDF Format auf dem Studentenserver

KONZEPTKRITIK: Volumen / Städtebauliche Setzung

- Einsatzmodell Volumen 1:200
- Konzeptpläne /-skizzen (Setzung, Typologie, Höhenentwicklung, Kontext, etc.) 1 Plan A1, Hochformat
- Varianten sind zulässig

ZWISCHENKRITIK 1: Volumen und Material im Zusammenhang mit den Nutzungen (Lesesaal, Magazin, Café) und Konstruktion

- Einsatzmodell mit Fassade 1:200
- Grundrisse, Schnitte, Fassaden 1:100
- Visualisierungen: Skizzen, Montagen innen / aussen

ZWISCHENKRITIK 2: Zusammenspiel von Volumen / Nutzungen / Ausdruck innen und aussen / Materialkonzept

- Einsatzmodell mit Fassade 1:200
- Grundrisse, Schnitte, Fassaden 1:50
- Konstruktionsschnitt durch Dach, Boden, Fenster 1:20 mit Ansicht
- Visualisierungen: erste Perspektiven / Renderings / Modellfotos (Auswahl Standpunkt, Licht und Schatten)

ZWISCHENKRITIK 3: Schlüssigkeit von Volumen / Nutzungen / Konstruktion / Öffnungsverhalten / Materialisierung)

- Vertiefung der 2. Zwischenkritik
- Details vom Innenausbau / Mobiliar mit Fokus Lesetische 1:20
- Visualisierung: Innen- und Aussenbild, möglichst realistische Darstellung, Stimmung, Materialien, Licht, Schatten
- Modellausschnitt / Strukturmodell 1:50

KRITIK i.D. KONSTRUKTION

- Übersicht Konstruktionsweise, Materialisierung
- Konstruktionsschnitt 1:20 / 1:10
- Konstruktionsschnitt Fenster, mit Mobiliar 1:5

SCHLUSSKRITIK

- 6-8 Panels im Querformat A0
- Grundrisse, Schnitte, Fassaden 1:50 mit Innenausbau und Mobiliar
- Fassadenschnitt 1:20 mit Aussen- und Innenansicht
- Visualisierungen Aussen und Innen
- Einsatzmodell mit Fassade 1:200
- Modell 1:50
- Darstellung der integrierten Disziplin nach Absprache mit der Professur (1 A0 zusätzlich)

Beurteilungskriterien:

Schlüssigkeit architektonisches Konzept:

- Städtebau / Volumen
- Grundrisse / Schnitte
- Fassade / Ausdruck
- Konstruktion / Detaillierung (ausen / innen)

Weitere wichtige Kriterien:

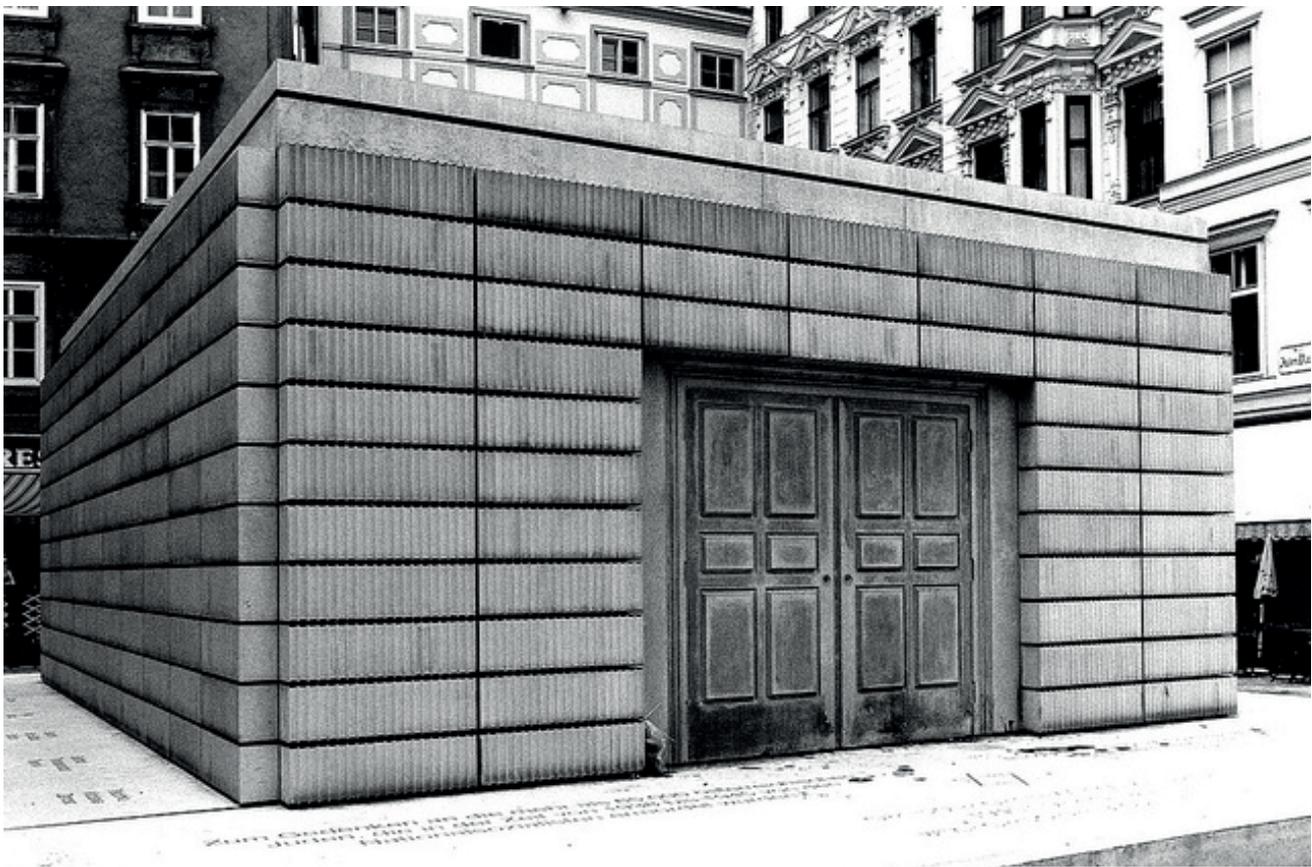
- Qualität der Darstellung in Zeichnung, Bild und Modell
- Projektvorstellung / Vermittlung
- Projektentwicklung im Verlauf des Semesters

Allgemeine Hinweise zur Darstellung:

- gut lesbare Pläne (Linien nicht zu fein)
- Beschriftung unten links: „HS16, Professur Gigon / Guyer, Leitung Annette Gigon“
unten rechts: „StudentIn: Vorname Name, Anzahl Semester (z.B. 5.Semester), AssistentIn: Vorname Name“

Die Schlusskritiken mit Gästen finden im Zeichensaal HIL D15 statt.

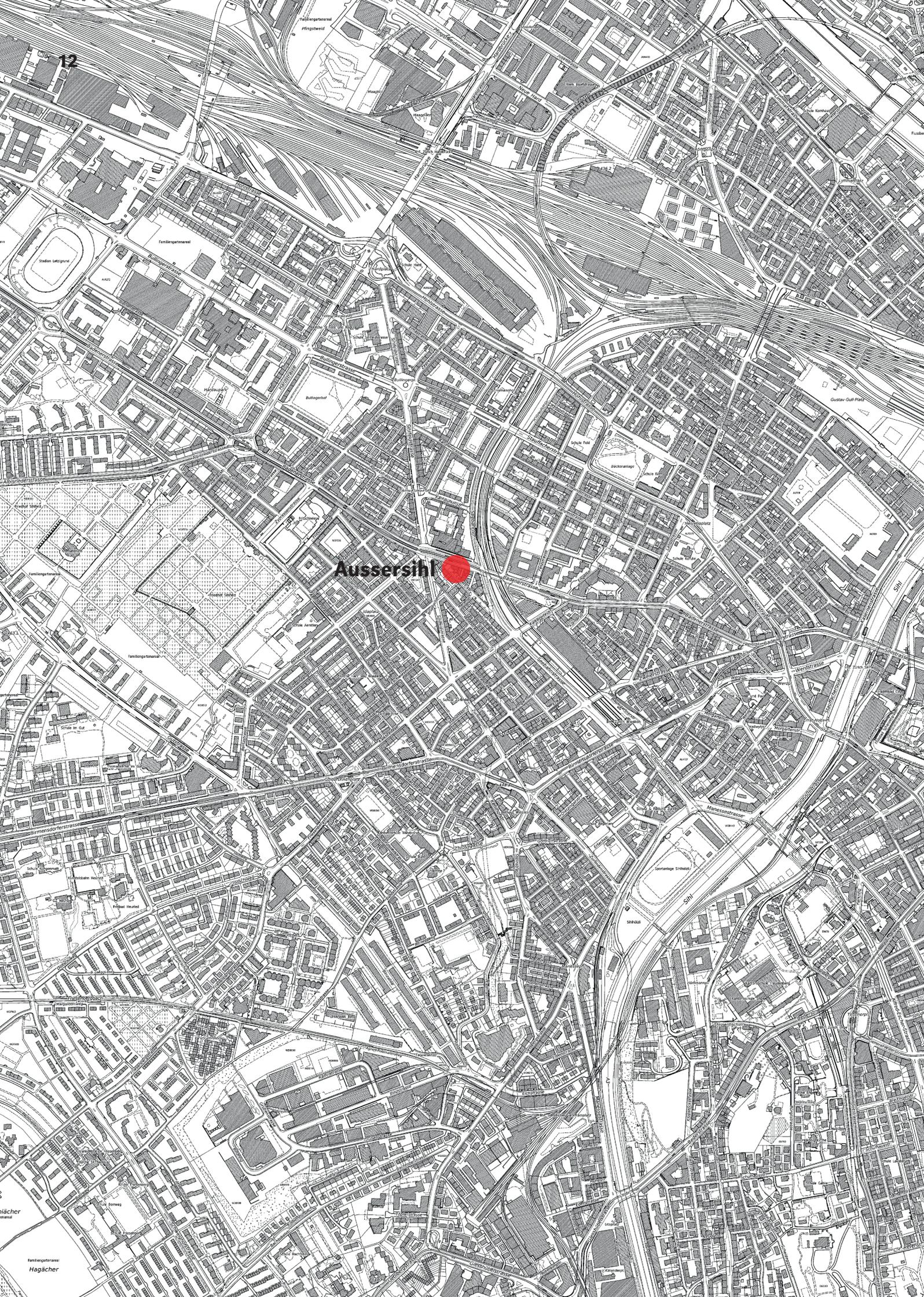
Ein aufgeräumter Zeichensaal ist Voraussetzung für ein gutes Kritikklima. Alle Studierenden müssen sich am Aufräumen beteiligen.



Rachel Whiteread, Holocaust-Mahmal, 2000, Wien

DREI STANDORTE IN ZÜRICH

- **Aussersihl** **Lochergut/Badenerstrasse**
- **Unterstrass** **Haldenegg/Weinbergstrasse**
- **Altstadt** **Obere Zäune/Blaufahnenstrasse**



Aussersihl





Unterstrass

Altstadt

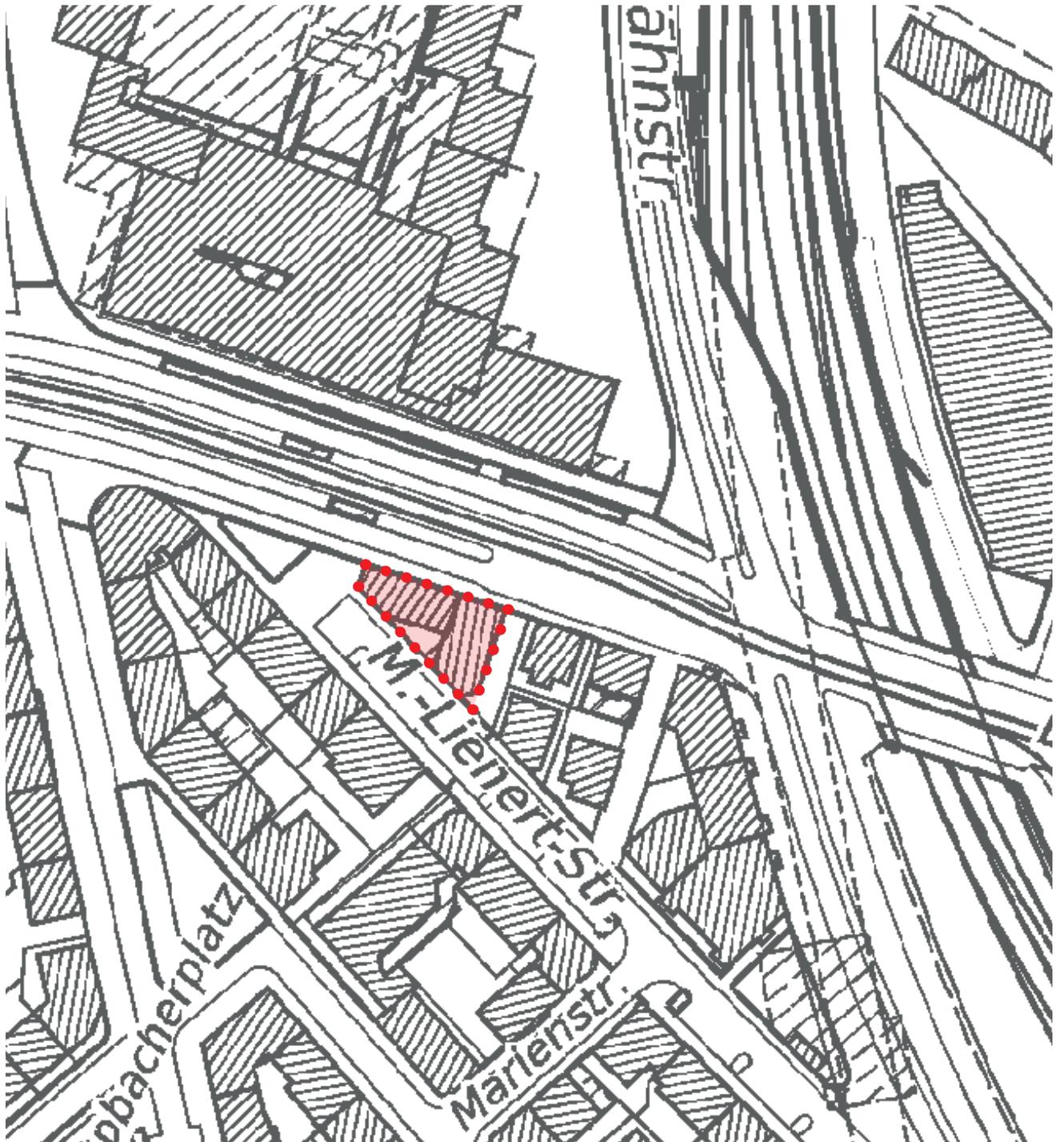
Zürich

AUSSERSIHL

Lochergut



Luftbild



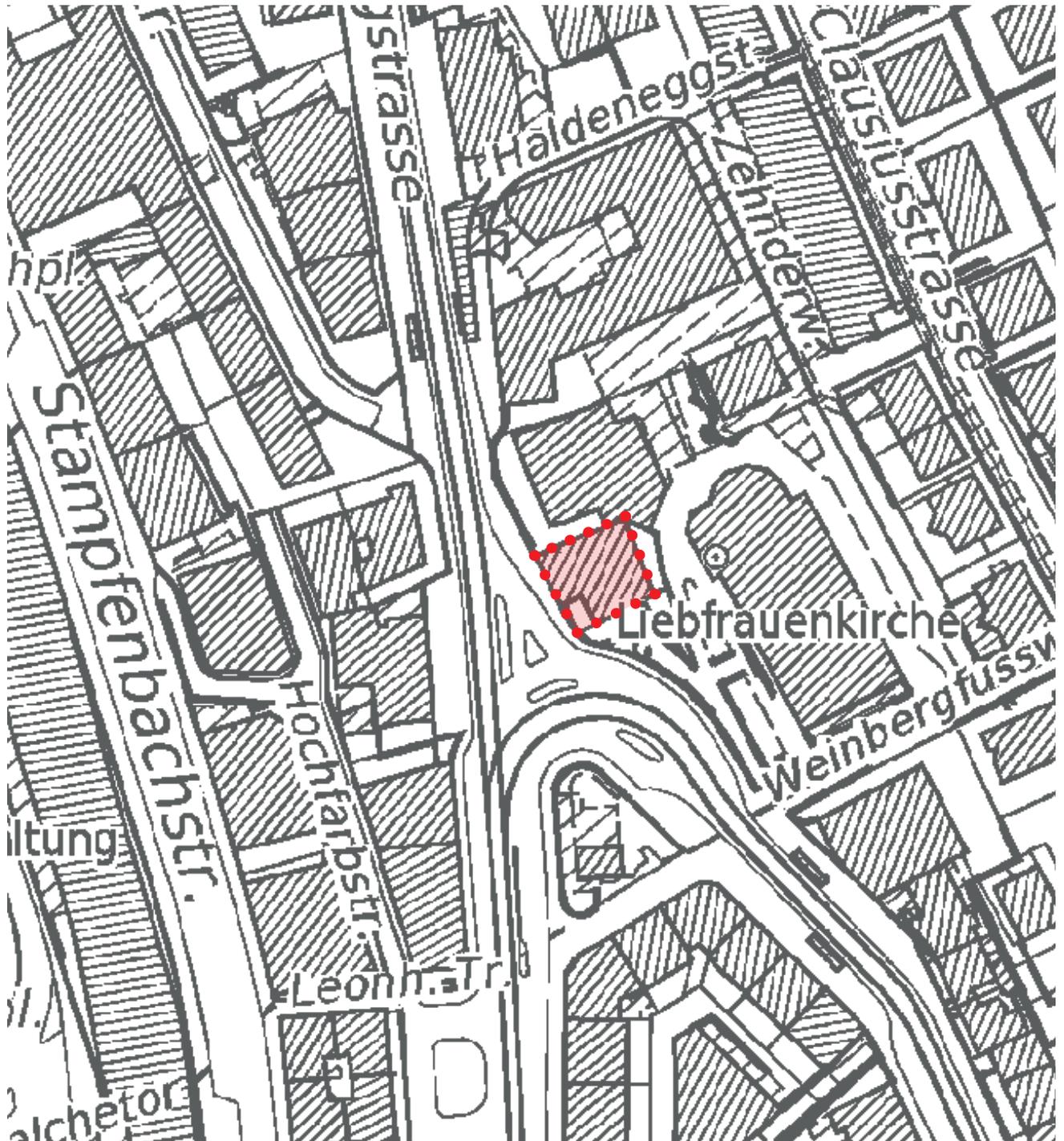
Situation ohne Masstab

UNTERSTRASS

Haldenegg



Luftbild



Situation ohne Masstab

ALTSTADT

Obere Zäune



Luftbild



Situation ohne Masstab



Bibliothek der Philips Exeter Academy, 1972, Louis I. Kahn

RAUMPROGRAMM

Bibliothek und Magazin

- Lesesaal und Freihandbereich mit Regalen für mind. 10'000 Bücher
Arbeitsbereiche und Lesenischen sind in den Lesesaal integriert 200–400 m²
- Magazin, auf persönliche Anmeldung hin zugänglich, mit Kapazitäten für
rund 30'000–40'000 Bücher und Reserven für insgesamt rund 100'000 Bücher 400–600 m²
- Empfang und Aufsicht Lesesaal mit festem Arbeitsplatz, in Kombination
mit Ausgabeschalter für Bücher aus dem Magazin, Büro für Administration
(neben Empfang), Nebenräume Personal 50–100 m²

Eingang, Erschliessung und Toiletten für Besucher der Bibliothek

Café und Buchladen (getrennt von Bibliothek)

- Buchladen und Café mit ca. 50 Sitzplätzen, Kasse und Tresen kombiniert 200 m²
Aussensitzplätze nach Möglichkeit
- Küche, Lager des Cafés und Nebenräume Personal 100 m²
- Lager für Buchladen 50 m²

Toiletten für Besucher Café und Buchladen



Filmstill aus: Der Himmel über Berlin, Wim Wenders, 1987

REFERENZBAUTEN

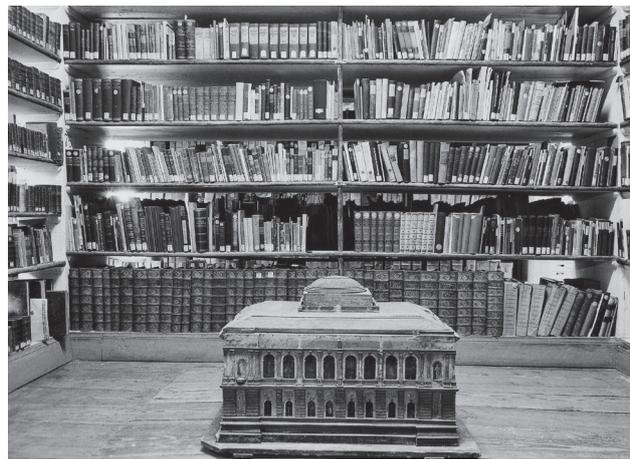
**Aus folgender Zusammenstellung
werden einzelne Bauten analysiert und
im Plenum vorgestellt.**



001 Biblioteca Laurenziana, Florenz, 1524-1571
Michelangelo Buonarroti



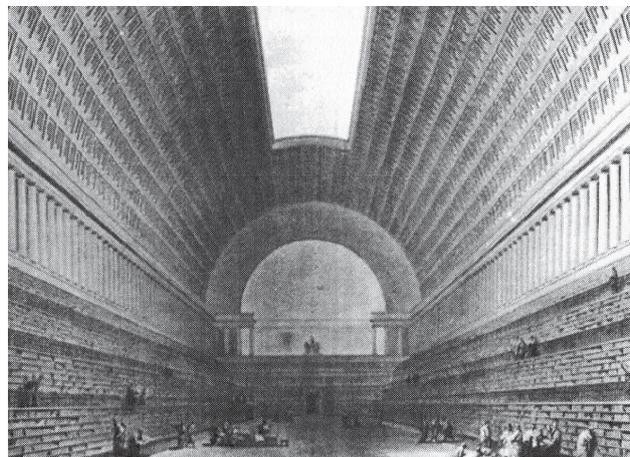
002 Kirchenbibliothek St. Peter und Walburga, Zutphen, 1551-1564
Architekt unbekannt



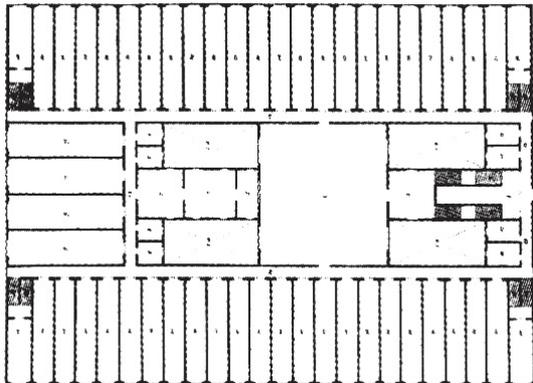
003 Bibliothek Herzogin Anna Amalia, Weimar, 17. Jhd
Verschiedene Architekten



004 Stiftsbibliothek, Kloster St. Gallen, 1758-1767
Vater und Sohn Peter Thumb



005 Bibliothèque royale (Entwurf), Paris, 1785
Étienne-Louis Boullée



006 Erster Plan einer Magazinbibliothek (Entwurf), 1816
Leopoldo della Santa



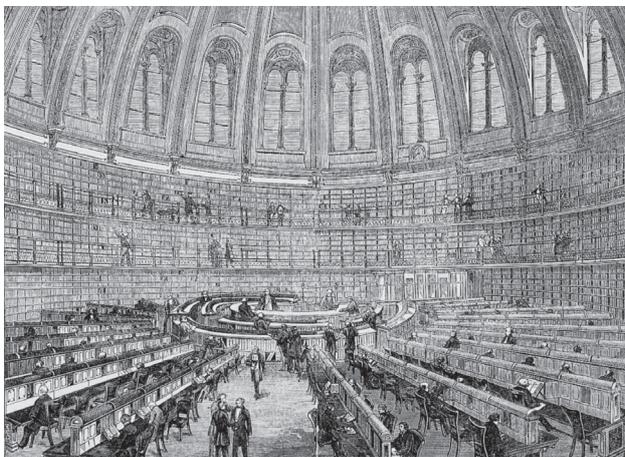
007 Bibliothek des British Museum, London, 1823-1846
Sir Robert Smirke



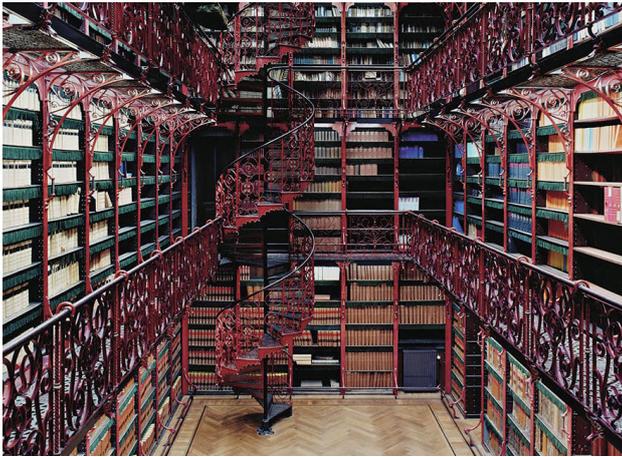
008 Bibliothek Sainte-Geneviève, Paris, 1836-1850
Henri Labrouste



010 Alte Nationalbibliothek, Paris, 1861-1868
Henri Labrouste



009 Round Reading Room des British Museum, London, 1854-1857
Sidney Smirke



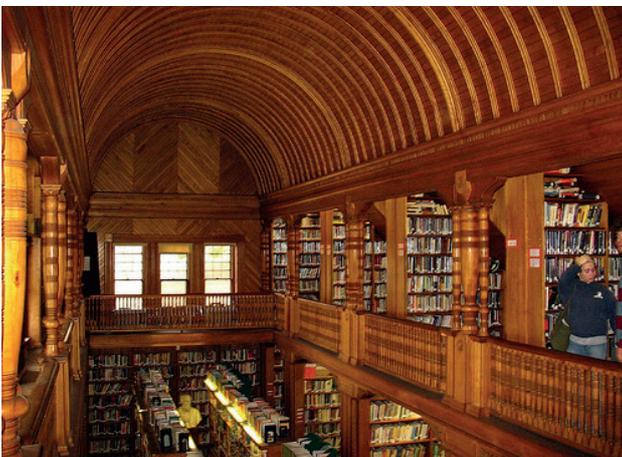
011 Handelingenkamer, Den Haag, 1876-1883
Cornelis Hendrik Peters



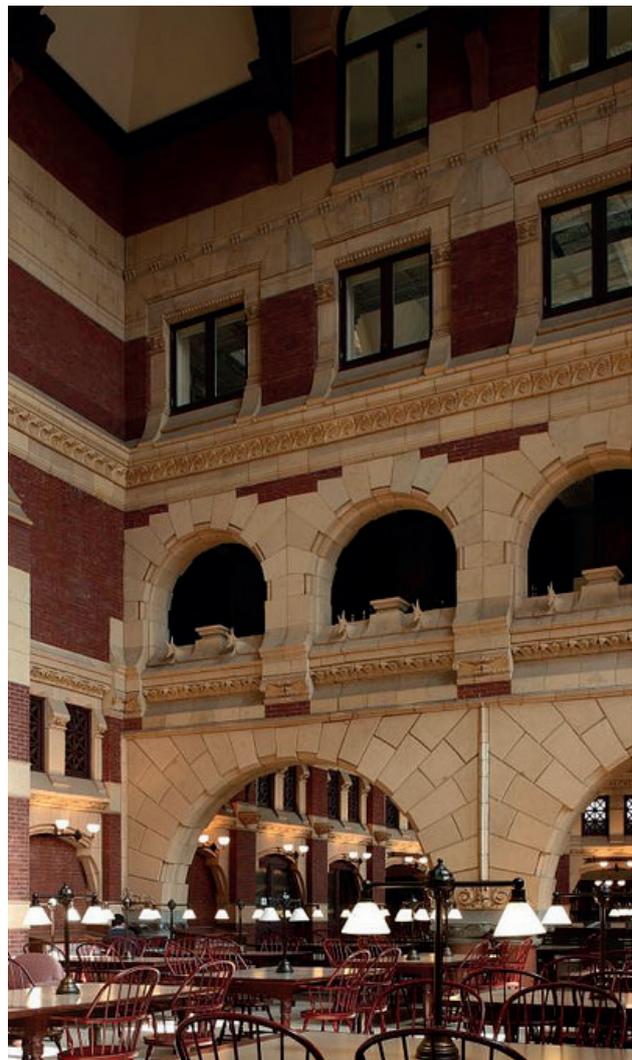
012 Bibliothek des Rijksmuseum Amsterdam 1876-1885
Petrus Josephus Hubertus Cuypers



013 Universitätsbibliothek, Göttingen,
untergebracht ab 1734 in der Paulinerkirche



014 Ames Free Library, North Easton, 1877-1883
Henry Hobson Richardson



015 Bibliothek der University of Pennsylvania, 1888-1891
Frank Furness



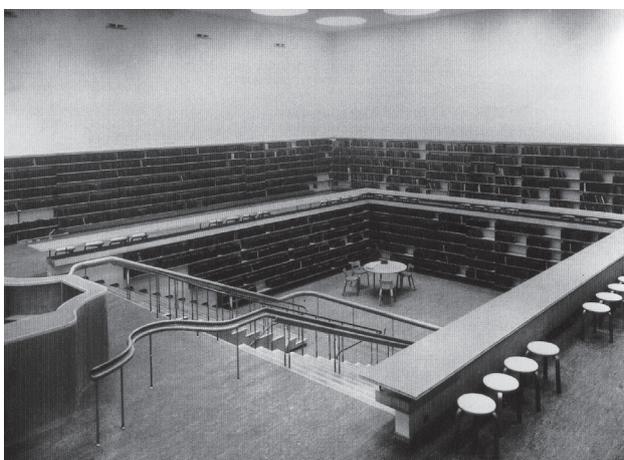
016 Bibliothek der Glasgow School of Art, 1907-1909
Charles Rennie Mackintosh



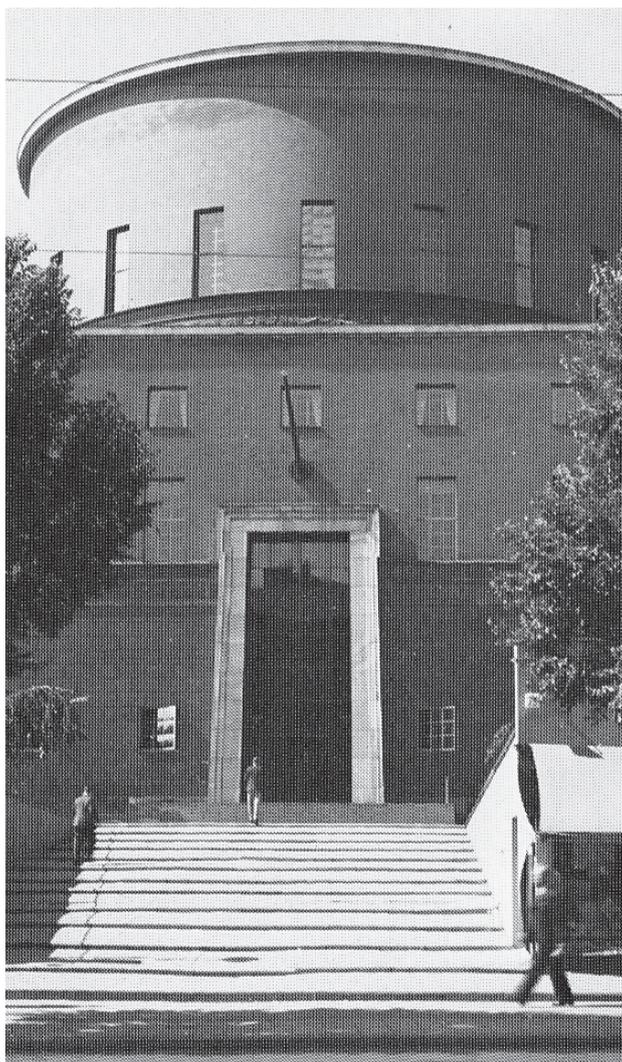
017 Preussische Staatsbibliothek, Berlin, 1908-1914
Ernst von Ihne



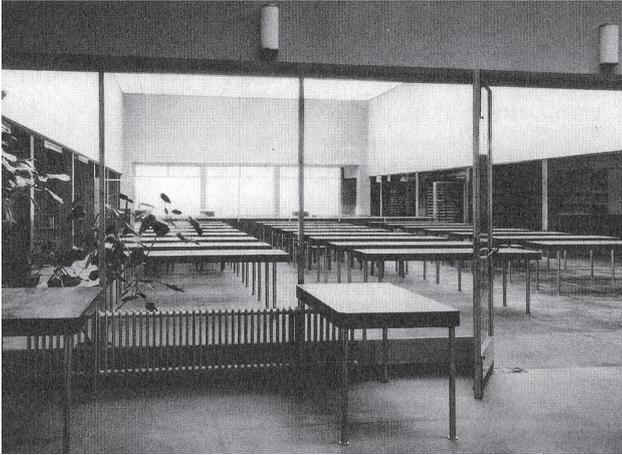
018 Museums- und Bibliotheksgebäude, Winterthur, 1912-1916
Rittmeyer & Furrer



020 Stadtbibliothek Viipuri, 1927-1935
Alvar Aalto



019 Stadtbibliothek, Stockholm, 1918-1927
Gunnar Asplund



021 Schweizerische Landesbibliothek, Bern, 1929-1931
Alfred Oeschger



022 Schocken Library, Jerusalem, 1934-1936
Erich Medelsohn



023 Nationalbibliothek, Ljubljana, 1936-1941
Jože Plečnik



024 Universitätsbibliothek Gent, 1936-1940
Henry van de Velde



025 Biblioteca Cantonale di Lugano, 1939-1941
Rino und Carlo Tami



026 E. T. Roux Library, Florida Southern College, 1941-1945
Frank Lloyd Wright



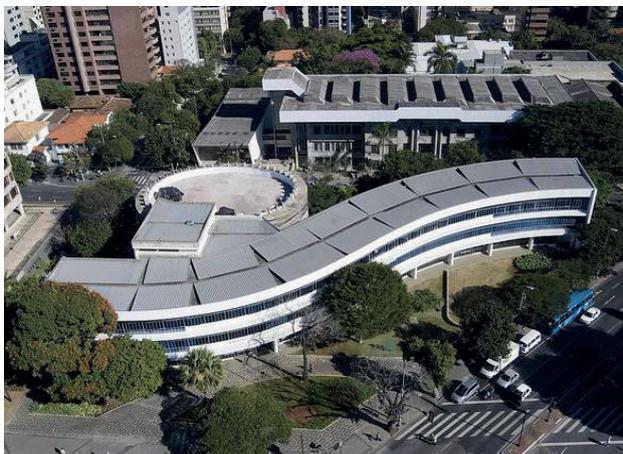
027 Zentralbibliothek Universität Mexico City 1950-1952
Juan O'Gorman, Gustavo Saavedra, Juan Martinez



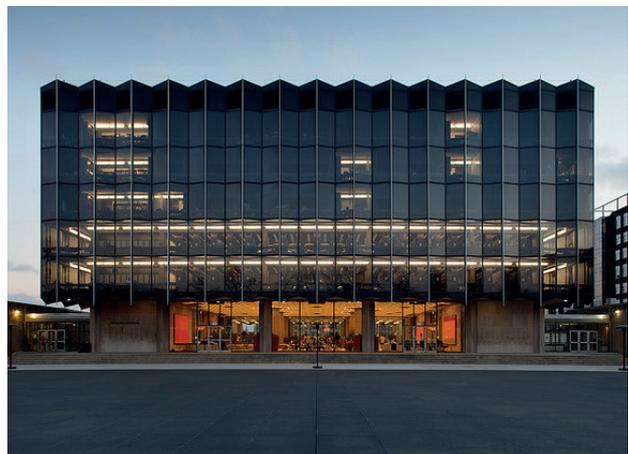
028 Children's Library, Hiroshima, 1951-1953 (abgebrochen)
Kenzo Tange



029 Tsuda College Library, Kodaira, 1953-1954
Kenzo Tange



030 Biblioteca Publica Estadual, Belo Horizonte, 1954
Oscar Niemeyer



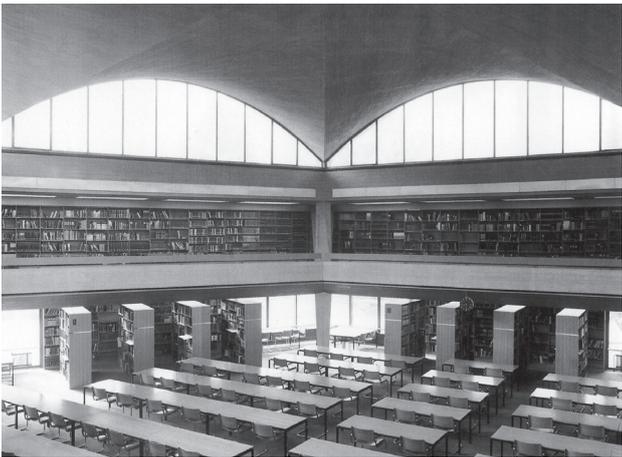
031 D'Angelo Law Library, University of Chicago, 1956-1960
Eero Saarinen



032 Bibliothek Wolfsburg, 1958-1963
Alvar Aalto



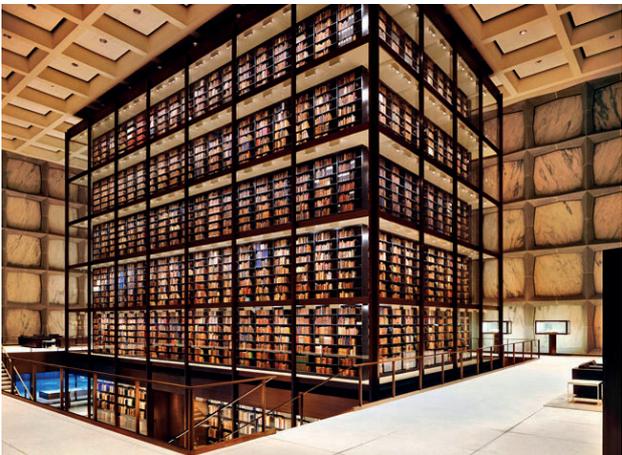
033 Rikkyo University Library, Tokyo, 1959-1961
Kenzo Tange



034 Universitätsbibliothek Basel, 1959-1968
Otto Senn



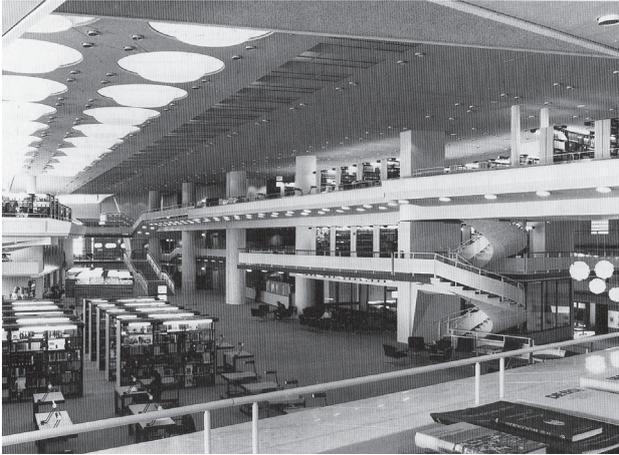
035 Oita Prefectural Library, Oita, 1962-1966
Arata Isozaki



036 Beinecke Rare Book and Manuscript Library, Yale University, New Haven, 1960-1963
SOM (Gordon Bunshaft)



037 Biblioteca Nacional de Brasilia, 1962/2002-2008
Oscar Niemeyer



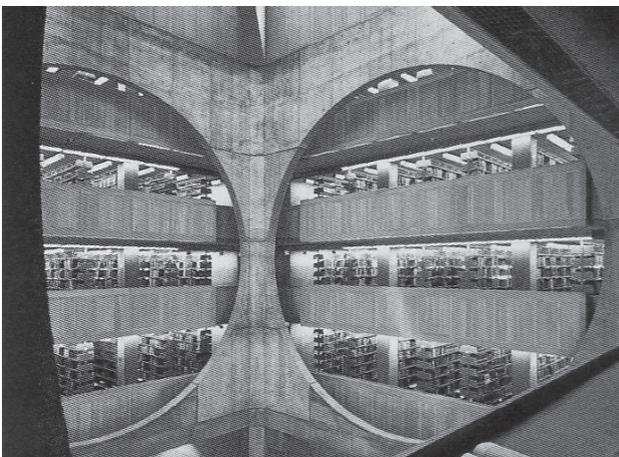
038 Staatsbibliothek, Berlin, 1964-1979
Hans Scharoun und Edgar Wisniewski



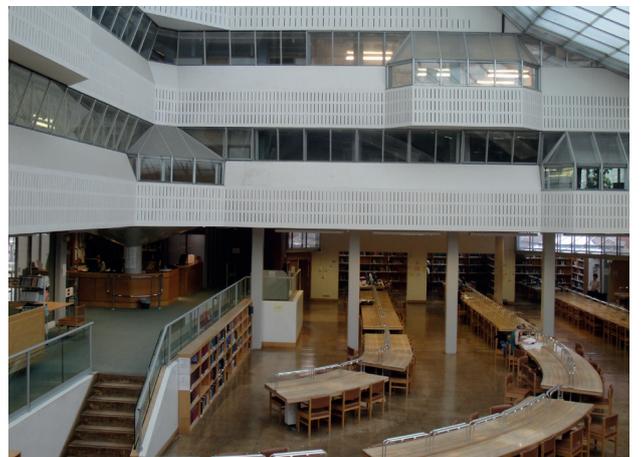
040 Alcuin Library, Minnesota, 1964-1966
Marcel Breuer mit Hamilton P. Smith und Pier Luigi Nervi



039 Shrine of Book, Jerusalem, 1950-1960
Friedrich Kiesler und Armand Barthos



041 Bibliothek der Philips Exeter Academy, 1966-1972
Louis I. Kahn



042 History Faculty Library, Univ. of Cambridge, 1964-1968
Sir James Stirling



043 Goddard Library, Clark University, Worcester, 1966-1968
John M. Johansen



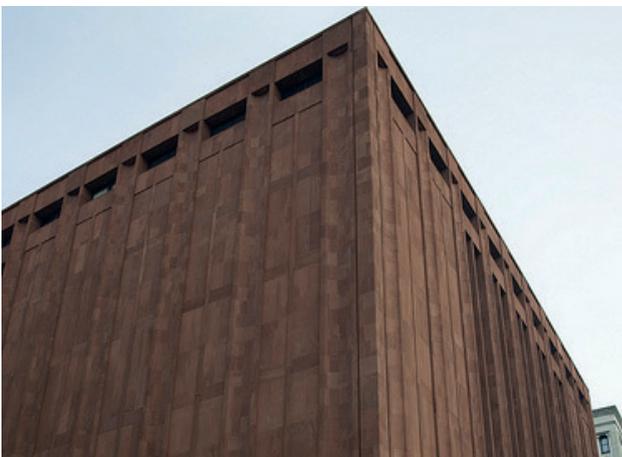
044 Atlanta-Fulton County Public Library, 1969-1980
Marcel Breuer mit Hamilton P. Smith



045 Niagara Falls Public Library, Niagara Falls, 1969-1972
Paul Rudolph



046 University Library Building, University of California, San Diego, 1970
William Pereira



047 Elmer Holmes Bobs Library, NYU 1968-1972
Philip Johnson und Richard Foster



048 Centre Georges Pompidou, Paris, 1970-1977
Renzo Piano und Richard Rogers



**049 Martin Luther King Jr. Memorial Library,
Washington D.C., 1965-1972**
Ludwig Mies van der Rohe



050 Tougaloo College Library, Mississippi, 1965-1972
Gunnar Birkerts



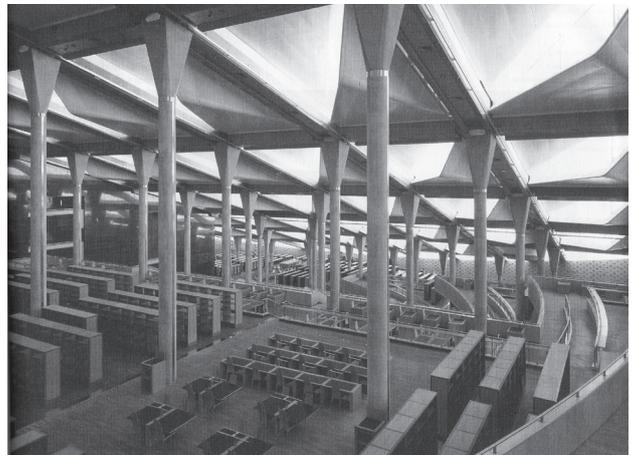
**051 Biblioteca Nacional de la Republica Argentina,
Buenos Aires, 1972-1995**
Clorindo Testa, Francisco Bullrich, Alicia Cazzaniga



052 Kitakyushu Central Library, Fukuoka, 1972-1975
Arata Isozaki



053 Nationalbibliothek Kosovo, Pristina, 1982
Andrija Mutnjakovic



054 Bibliotheca Alexandrina, 1988-2002
Snohetta



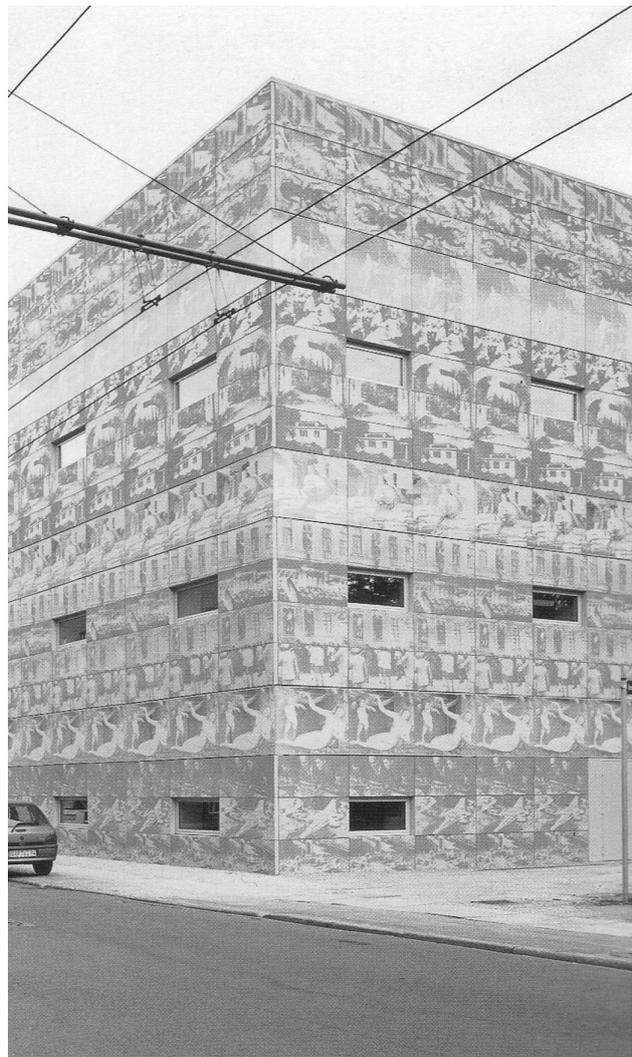
055 Haus an der Belvederestrasse, Köln, 1990
Oswald Matthias Ungers



056 Umbau Schweizerisches Institut für Kunstgeschichte, Zürich, 1991-1993
ARCOOP (Arthur Rüegg und Ueli Marbach)



057 Universitätsbibliothek Aveiro, 1988-1993
Alvaro Siza



059 Universitätsbibliothek, Eberswalde, 1994-1999
Herzog & de Meuron



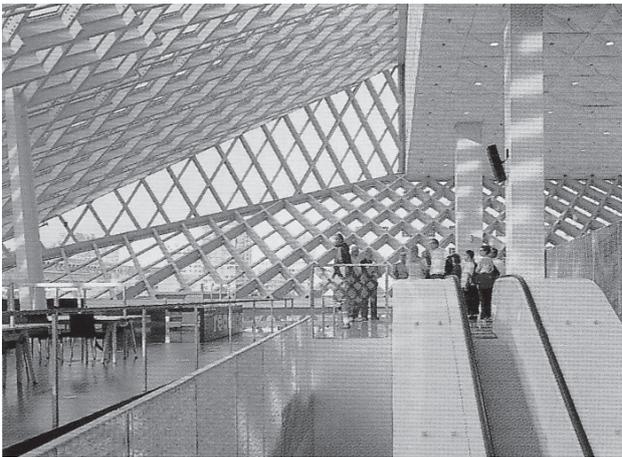
058 Neue Nationalbibliothek, Paris, 1989-1995
Dominique Perrault



060 Universitätsbibliothek, Delft, 1993-1998
Mecanoo



061 Bibliothek Werner Oechslin, Einsiedeln, 1996-2006
Mario Botta



062 Seattle Public Library, 1999-2004
OMA



063 Sendai Mediatheque, 1995-2001
Toyo Ito & Associates



064 Fakultätsbibliothek, Universität Zürich, 2000-2004
Santiago Calatrava



065 Medienzentrum, Cottbus, 2001-2004
Herzog & de Meuron



066 Médiathèque, Vénissieux, 1997-2001
Dominique Perrault



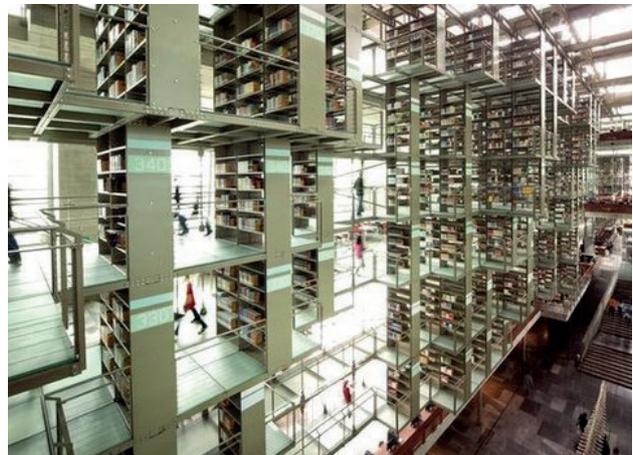
068 Deutsches Literaturarchiv, Marbach, 2002-2006
David Chipperfield



067 Universitätsbibliothek, Utrecht, 2001-2004
Wiel Arets



069 Idea Stores, London, 2004-2005
Adjaye Associates



070 Biblioteca Vasconcelos, Mexico City, 2003-2006
Alberto Kalach, Gustavo Lipkau, Juan Palomar,
Tonatiuh Martinez



071 Kunstbibliothek, Laurenzbau, Basel, 2005-2007
Annette Gigon / Mike Guyer



073 Viano do Castelo Municipal Library, 2004-2008
Alvaro Siza



072 Tama Art Center Library, Tokyo, 2004-2007
Toyo Ito & Associates



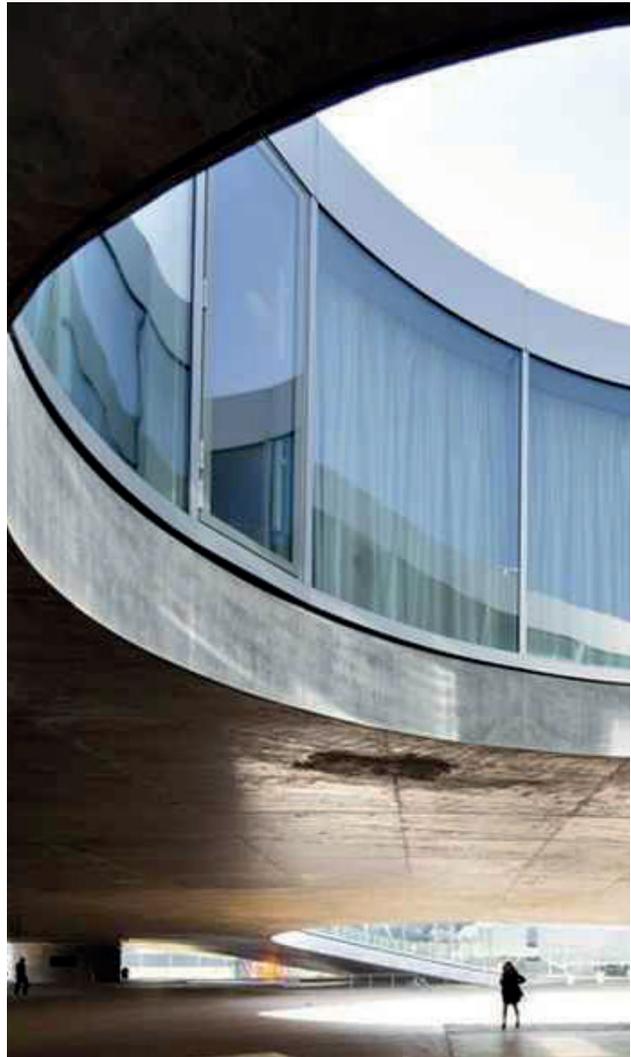
074 Parque Biblioteca España, Medellín, 2005-2007
Giancarlo Mazzanti



075 Mittelpunktsbibliothek, Berlin-Köpenick, 2005-2008
Bruno Fioretti Marquez Architekten



076 Jacob-und-Wilhelm-Grimm-Zentrum, Berlin, 2006-2009
Max Dudler



077 Rolex Learning Center, EPFL, Lausanne, 2007-2010
Sanaa



078 Liyuan Library, Beijing, 2011
Li Xiaodong



079 Kanazawa Umimirai Library, Kanazawa, 2008-2011
Kazumi Kudo + Hiroshi Horiba



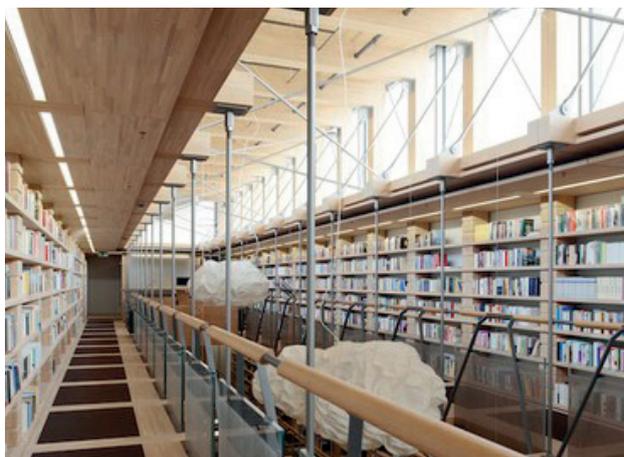
080 Book Mountain, Spijkenisse, 2003-2012
MVRDV



081 Bibliothek + Ausgrabungsstätte, Ceuta, 2007-2013
Paredes Pedrosa



082 National Taiwan University Library, Taipei, 2006-2013
Toyo Ito & Associates



083 Maison de l'Écriture, Montricher, 2009-2013
Vincent Mangeat et Pierre Wahlen



084 Bibliothek Landesmuseum, Zürich, 2006-2016
Christ & Gantenbein



085 National Library of Israel, Jerusalem, 2013-2020 (Projekt)
Herzog & de Meuron



Candida Höfer, Istituto Universitario di Architettura di Venezia II, 2003

TEXTE UND FOTOESSAY

**„DAS WORT BIBLIOTHEK BEZEICHNET
DREIERLEI, DEN ORT, DAS MÖBEL SOWIE DIE
BÜCHER.“**

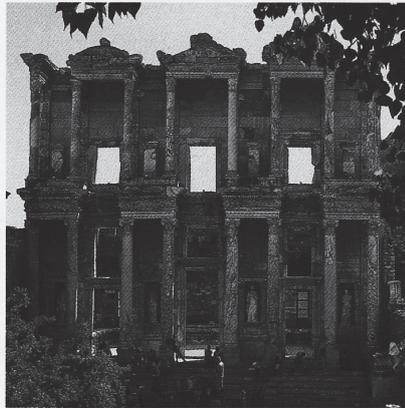
Justus Lipsius, De bibliothecis syntagma, Antwerpen (Moretus) 1602, S. 9.

Ulrich Naumann, „Kurze Geschichte des Bibliothekbaus“, in: *DETAIL: Zeitschrift für Architektur + Konzept* 45 (2005), Heft 3, S. 144–148.

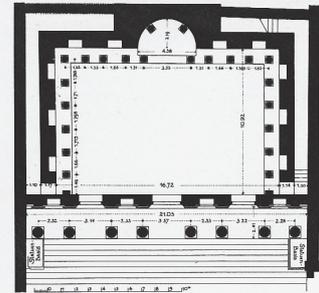
Kurze Geschichte des Bibliothekbaus

A Brief History of Library Building

Ulrich Naumann



1



2

Versteht man Bibliotheken als Orte der Aufbewahrung und Präsentation von Wissen, kann man bereits die Höhlen von Lascaux in Mittelfrankreich mit ihren 17 000 Jahre alten Wandbildern oder die Felszeichnungen der Aborigines am Fuße des Ayers Rock in Australien zu den Bibliotheken rechnen, denn auch die dort gefundenen Wandbilder sind eine Form der Speicherung und der Weitergabe von Wissen. Wir wollen in unserem geschichtlichen Abriss nicht so weit zurückgehen, können aber feststellen, dass Bibliotheken als Sammlungsorte für Wissen neben den Wohnhäusern und Kultstätten zu den ältesten Gebäudetypen gehören. Ihre Baugeschichte zeigt vielfältige bauliche und architektonische Lösungen; zu allen Zeiten mussten fünf Faktoren berücksichtigt werden:

- die Form des zu speichernden Mediums (Tontafel, Papyrus, Buch, moderne Medien)
- die wechselnde Art der Benutzung (Lesesäle und Präsenzbenutzung, Magazinierung mit und ohne Ausleihe, Freihandbenutzung und Freihandausleihe)
- die ständig wachsende Menge der Bücher und anderer Medien
- den künstlerischen, vor allem architektonischen Stilwandel (Barock, Klassizismus, Neoromanik, Neogotik, Neoklassizismus, Bauhaus, Moderne, Internationaler Stil usw.)
- die Weiterentwicklung der Bau- und Konstruktionstechniken

Für Bibliotheken als Zweckbauten ist Funktionalität oft wichtiger als architektonischer Ausdruck – ohne verkennen zu wollen, dass Bibliotheksbauten vor allem von nationaler Bedeutung auch in ihrer architektonischen Konzeption über die Bibliotheksfunktionalitäten hinaus Aussagen zur kulturellen Identität transportieren sollen. Beispiele dafür sind die in jüngerer Zeit von bedeutenden Architekten errichteten Bauten für die Staatsbibliothek in Berlin (Hans Scharoun), die Bibliothèque Nationale de France in Paris (Dominique Perrault), die neue British Library in London (Colin St. John Wilson) oder die Bibliothek in Alexandria in Ägypten (Snøhetta Hamza Consortium). Gerade Bibliotheken von nationaler Bedeutung werden auch mit dem Anspruch errichtet, über die rein funkti-

onale Aufgabe hinaus auch Repräsentanten der nationalen kulturellen Identität zu sein. Das sollte aber nicht von der Gestaltungsaufgabe für die Bibliotheken in aller Welt ablenken, die dem Auftrag gerecht werden müssen, Medien zu sammeln, zu erschließen und bereitzustellen.

Bibliotheken im Altertum

Beginnen wir unsere kurze Geschichte des Bibliothekbaus mit der Entwicklung von Schrift als einer der Möglichkeiten, Aufzeichnungen zu machen. Mit den Schriftzeugnissen entsteht zugleich die Notwendigkeit, Orte für ihre Aufbewahrung zu schaffen. Die Schreiber des Königs Assurbanipal im Zweistromland mussten deshalb schon vor 2700 Jahren in Ninive Orte schaffen, in denen sie die babylonisch-assyrischen Tontafeln mit ihren Keilschriftaufzeichnungen in geordneter Form lagern konnten. Für die Keilschriftbibliotheken mit ihren gebrannten Tontafeln unterschieden sich die Lagerbedingungen nicht sonderlich von den für Töpferwaren allgemein geltenden Bedingungen, vielleicht nur hinsichtlich der Regale, die weniger tief und mit mehr Böden als für Tonkrüge ausgeführt werden konnten. Die Lagerbedingungen änderten sich mit der Entwicklung anderer Beschreibstoffe wie Pergament und Papyrus. Papyrus als pflanzliches Produkt ist dabei im Vergleich zum Pergament wesentlich anfälliger gegenüber Umwelteinflüssen (Feuchtigkeit und Schadtierbefall), sodass aus dieser Zeit nur wenige, meist fragmentarische Dokumente vorhanden sind. Zu den berühmtesten zählen die Qumran-Rollen, die, in einer staubtrockenen Höhle am Nordwestufer des Toten Meers in Tonkrügen gelagert, die Zeiten überdauert haben. Zu den umfangreichsten Papyrus-Bibliotheken des Altertums zählen die Bibliothek in Pergamon in Kleinasien mit über 160 000 Papyrus-Rollen und die berühmteste aller Altertumsbibliotheken, die Bibliothek in Alexandria, die mit dem Anspruch, das gesamte Wissen der damaligen Zeit speichern zu wollen, über einen Bestand von 550 000 Rollen verfügt haben soll. Prototypisch für den antiken, vor-

allem römischen Bibliotheksbau ist die Celsus-Bibliothek in Ephesos in Kleinasien, die 109 n. Chr. errichtet worden ist (Abb. 1, 2). An ihren Überresten ist auch die bauliche Form einer solchen Altertumsbibliothek gut ablesbar. In einer ca. 90 m² großen mit Statuen und Medaillons geschmückten Halle waren an den Wänden in Nischen Holzregale von etwa einem Meter Breite und 50 cm Tiefe untergebracht. In ihnen lagerten die Papyrusrollen von etwa sechs Meter Länge und etwa 20 cm Höhe. Die Bibliothek in Ephesos bestand aus drei je 2,80 Meter hohen Regalen, sodass eine Erschließung der oberen Reihen durch zwei von hinten zugängliche Galerien erforderlich wurde.

Pultbibliotheken und »stall-system«

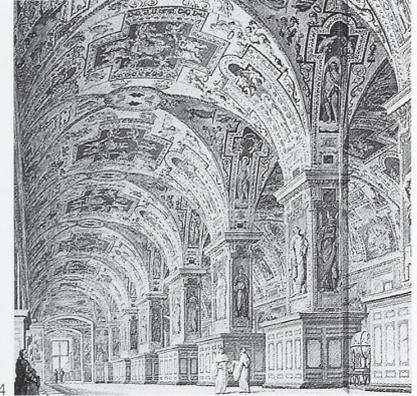
Mit dem Ende des weströmischen Reiches 476 verschwand auch in Europa für mehrere Jahrhunderte die Aufgabe, Bauten für Bibliotheken zu errichten. Nur etwa ein Prozent der Menschen im Mittelalter konnten lesen, was die Notwendigkeit, Bücher zu schreiben bzw. in Schreibwerkstätten zu vervielfältigen und aufzubewahren, auf einen kleinen Kreis beschränkte, der vornehmlich unter Juristen, Ärzten und dem Klerus zu suchen war. Auch die mit etwa 1350 Bänden größte Privatbibliothek des Mittelalters gehörte einem Kirchenmann, dem englischen Bischof von Durham und Großkanzler Richard III., Richard de Bury. Für die wenigen kostbaren Handschriften reichte ein Schrank oder eine Truhe, das Armarium, aus. Ein besonderer Bibliotheksraum taucht erst in der Bauplanung des Klosters St. Gallen um 820/830 auf (Abb. 5). Die Ausstattung der nach und nach entstehenden Klosterbibliotheken mit Sitzpulten hat der Zeit aus bibliotheksbauhistorischer Sicht den Namen gegeben: die Periode der Pultbibliotheken. Prototypisch ist die Anlage der Klosterbibliothek in Zutphen (Abb. 3). Die wenigen Handschriften liegen auf Pulten, die ehemals Kirchenbänke waren oder Kirchenbänken nachempfunden wurden. Die Bücher waren angeketet, um die handgeschriebenen Unikate, die zum wertvollsten Besitz des Klosters gehörten, zu

- 1 Celsus-Bibliothek in Ephesos, 109 n. Chr. Blick auf die 1970 wiedererrichtete Fassade
- 2 Celsus-Bibliothek in Ephesos, rekonstruierter Grundriss nach W. Willberg, Maßstab 1:500
- 3 Kloster Zutphen, Niederlande, Lesesaal, 1561–64
- 4 Biblioteca Vaticana in Rom, 1587, Architekt: Domenico Fontana, Stich nach Julien Gaudet
- 5 Bibliothek des Klosters St. Gallen, barocker Lesesaal, 1758–67

- 1 *Celsus Library in Ephesus, AD 109: view of facade re-erected in 1970*
- 2 *Celsus Library in Ephesus: reconstructed layout based on W. Willberg scale 1:500*
- 3 *Zutphen monastery, the Netherlands: reading room, 1561–64*
- 4 *Vatican library, Rome, 1587; architect: Domenico Fontana; engraving based on Julien Gaudet*
- 5 *St Gallen monastery library: Baroque reading room, 1758–67*



3



4

schützen. Neben einreihigen Anordnungen findet man auch zweireihige Doppelpulte. Aufgrund der wachsenden Menge der unterzubringenden Bücher wurde die Pultbibliothek in den frühen englischen Colleges weiterentwickelt. Man setzte auf die Pulte mit drei oder vier Sitzgelegenheiten mehrere Fachböden und stellte sie wegen des zum Lesen notwendigen Tageslichts quer zu den Wänden. Durch die rechtwinklige Anordnung zu den Fenstern entstanden abgegrenzte Arbeitszonen, die als »stalls« bezeichnet werden. Daher ist für das ganze Aufstellungssystem der bibliotheksbauhistorische Name »stall-system« gebräuchlich. Als Prototyp kann hier die Bibliothek des Merton College in Oxford gelten.

Saalbibliotheken

In der frühen Neuzeit (Humanismus und Renaissance) erlebte der Bibliotheksbau eine erste Blütezeit. In der Architektur wurden die von Säulen getragenen Gewölbe durch hohe, flachgedeckte Säle mit großen Fenstern ersetzt. Die Regale standen längs der reichhaltig geschmückten Wände und wurden in diese integriert. Wände und Regale bildeten eine Einheit. In den Bibliothekssälen waren mit dem Aufbewahren, dem Verwalten und der Nutzung alle bibliothekarischen Funktionen vereint. Als künstlerisch bedeutendste Saalbibliothek der Renaissance, jedoch noch im tradierten Stil mit einem Pultsystem, gilt die Biblioteca Mediceo-Laurenziana in Florenz von Michelangelo: 1525 begonnen, wurde sie erst 1571, sieben Jahre nach dem Tod Michelangelos, fertiggestellt (Abb. 6). Sie ist bei ihrer Inbetriebnahme unter bibliothekarischem Nutzungsaspekt ein Anachronismus, da sie als Handschriftenbibliothek kaum noch tauglich war, die wachsende Menge an gedruckten Büchern zweckmäßig unterzubringen.

Die Saalbibliothek ist die vorherrschende Bibliotheksform im 17. und 18. Jahrhundert. Nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges (1648) entstanden im Barock Gesamtkunstwerke aus Architektur, Plastik, Malerei und Buchkunst, mit denen die weltlichen und geistlichen Fürsten neben ihrem Buch-

besitz auch für andere Kulturobjekte (astronomische Instrumente, Globen usw.) einen repräsentativen Rahmen schaffen wollten. Die Bestände sind in Schränken oder Regalen an den Wänden aufgestellt. Die Räume haben oftmals Galerien, sind von Gewölben oder Kuppeln gekrönt und mit Stuckornamenten und Fresken reich verziert. Teilweise werden die Bücher in einheitliche Einbände mit gleicher Rückenhöhe gebunden oder die Buchrücken auf die Schranktüren der Bücherschränke aufgemalt, um den räumlichen Gesamteindruck zu vervollkommen. Beispiele sind der Escorial in Madrid (1567), die Vaticana (Abb. 4) in Rom (1587), die Herzog-August-Bibliothek (Abb. 8) in Wolfenbüttel (1706–1711; rekonstruiert) und die Hofbibliothek in Wien (1722–1726).

Die dreigeteilte Bibliothek

Die französische Revolution 1789 und die durch sie bewirkten Klosteraufhebungen beendete die Zeit der prunkvollen Saalbibliotheken. Zudem hätten Einheitsräume im

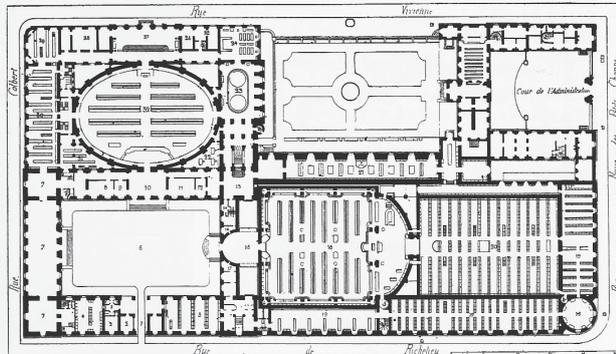
barocken Stil die durch verbesserte Produktionstechniken wachsenden Büchermengen nicht mehr aufnehmen können. Etwa 140 Jahre lang, von 1820 bis 1960, wurde in Europa das Problem durch die Trennung der bibliothekarischen Funktionen und damit durch die Gliederung der Bibliothek in drei wesentliche funktionsorientierte Raumbereiche für das Aufbewahren der Bücher, für das Lesen und für das Bearbeiten gelöst. Die Idee der prunkvollen Saalbibliothek reduzierte sich auf den Lesesaal. Der italienische Architekt Leopoldo della Santa legte mit einer programmatischen Schrift von 1816 die theoretische Grundlage für die funktionsorientierte Raumtrennung. Sein dieser Schrift beigegebener Idealplan verdeutlicht das Konzept einer solchen dreigegliederten Bibliothek (Abb. 9). Die Bücher werden in Wandregalen in je 24 schmalen und tiefen Kammern untergebracht, die an beiden Seiten des Gebäudes liegen. 13 Formatklassen bewirken strengste Raumökonomie. Besondere Räume sind für Handschri-



5



6



7

ten und Rara bestimmt. Für die Benutzer gibt es einen großen, durch vier Lichthöfe gut belichteten Lesesaal (ohne Handbibliothek) inmitten des Gebäudes mit einer Lesesaalaufsicht und vier Sonderlesesäle. Den Verwaltungszwecken dienen ein Katalogzimmer, ein Archivraum, Einzelzimmer für den Bibliothekar, seine Gehilfen und den Buchbinder. Die Anlage war zweistöckig geplant (2 x 2 x 24 Zimmer für die Bücher) und hätte die damals unvollstellbare Menge von ca. 2 Millionen Bänden aufnehmen können. Das große Verdienst des Idealplans besteht in der Aufstellung eines Raumprogramms und seiner systematischen funktionalen Zuordnung. Della Santas Idealplan kam nie zur Ausführung. Der Architekt Henri Labrouste errichtete später in Paris Bibliotheken mit einem gusseisernen Skelett (Bibliothèque Sainte Geneviève, 1843–1850, und Bibliothèque Nationale, 1854–1875), wobei auch die Idee der Dreiteilung aufgegriffen und realisiert wurde (Abb. 7; Abb. S. 143). Viele Bibliotheksneubauten des 19. Jahrhunderts sind in dreigeteilter Gliederung ausgeführt. Dabei steht der Lesesaal als repräsentativer Raum weiterhin im Mittelpunkt. Die äußere Form zeigt noch überkommene historische Formen. Das Magazin als ein wesentlicher Raumbereich der wissenschaftlichen Archivbibliothek tritt im Baukörper noch nicht in Erscheinung. Der Architekt Eckhard Gerber hat festgestellt, dass bis etwa 1900 die Verbindung zwischen Funktion und Gebäude nicht sichtbar und nicht besonders betont wurde, sodass die damals errichteten Bibliotheksgebäude genauso gut ein Rathaus oder ein Postamt hätten sein können.

Wissenschaftliche Bibliotheken in Deutschland
In Deutschland wurde die dreigeteilte Magazinbibliothek vor allem in Preußen nach 1870 für den Neubau zahlreicher Universitätsbibliotheken zum Standard. Ludwig von Tiedemann realisiert bei der Universitätsbibliothek Halle (1878–1880), Martin Gropius in Greifswald (1880–1882) und Kiel (1881–1883) eine sachliche funktionale Lösung der Bauaufgabe Bibliothek (Abb. 12). Andererseits findet man auch noch Gebäu-

de als Mischung von neuen und traditionellen Ideen mit dreigeteiltem Raumkonzept und historischem Fassadenaufbau. Ein Beispiel dafür ist der Bibliotheksneubau der Königlichen Bibliothek in Berlin Unter den Linden von Ernst von Ihne (1914 fertiggestellt), der vor allem den Repräsentationscharakter betont und bei dem man von außen nur bei genauem Hinsehen erkennt, dass der obere Teil des Gebäudes hinter der monumentalen Fassade in weiten Bereichen lediglich sieben schmale Magazingeschosse mit einer selbsttragenden Regalanlage enthält.

Die Hinwendung zur Funktionalität wirkt sich nun auch auf die Fassadengestaltung aus. Bei den Universitätsbibliotheken Freiburg (1897–1902), Marburg (1900) und Heidelberg (1901–1905) lassen sich die verschiedenen Funktionsbereiche der Bibliothek an der Fassade erkennen (Abb. 11). Der Magazinbereich wird nun zum beherrschenden, im ikonographischen Sinn charakteristischen Teil des Bibliotheksgebäudes. In Deutschland wurden der überlieferten Tradition und Bibliotheksbaulehre folgend bis in die 60er-Jahre des 20. Jahrhunderts Universitätsbibliotheken mit getrenntem turmartigen Baukörper für die meist geschlossenen Magazine errichtet (Freie Universität Berlin, 1954). Das Magazin wurde zum alleinigen Arbeitsort für die Bibliotheksmitarbeiter, denn aus Platzgründen hatte man seit der Jahrhundertwende eine Aufstellung nach dem zeitlichen Zugang der Bücher eingeführt, und Benutzer konnten sachlich Zusammengehöriges nicht mehr an einem Standort finden. Zweifellos wurde diese Entwicklung auch dadurch gefördert, dass Bibliotheken nicht nur mehr Orte des Lesens von Büchern, sondern auch Speicher für das Ausleihen von Büchern für die häusliche Benutzung waren.

Entwicklung in Amerika

Das Konzept der Dreiteilung steht den Ansprüchen an eine möglichst große Zugänglichkeit der Bestände durch die Benutzer entgegen, wie sie im Wesentlichen von der Entwicklung des amerikanischen Biblio-

theksbaus geprägt wurde. In den Vereinigten Staaten wurde die sachliche, jedoch mehr Platz erfordernde Aufstellung der Bestände nie ganz aufgegeben. Ein Ziel war möglichst freie Zugänglichkeit der Benutzer zu den Informationsbeständen (open plan). Für die architektonische Gestaltung bedeutet dieses Konzept der funktionalen Durchmischung, dass Freihandbereiche geschaffen wurden, in denen große Teile des Bibliotheksbestandes, insbesondere aktuelle Literatur, zur Selbstbedienung angeboten werden. Der weniger benutzte Bestand ist häufig als dichter gestelltes Freihandmagazin für den Benutzer zugänglich und mit Ansehplätzen ausgestattet, um am Standort eine erste Durchsicht der Bücher (browsing) zu ermöglichen. Die Lesesäle sind in Fachabteilungen mit der grundlegenden Literatur des Fachgebietes gegliedert. Frei im Raum stehende Regale unterteilen die Fachlesezonen, sodass Medien und Leser vereinigt werden. Eine solche räumliche Gliederung setzt Bautechniken voraus, mit denen große Flächen geschaffen werden können. Der Grundriss zeigt ein Raster aus tragenden Stützen und Unterzügen. Den Anforderungen nach flexibler Organisation und Einrichtung werden nur Flächen gerecht mit wenigen tragenden Wänden und Fixpunkten wie Treppen, Aufzügen und Nassbereichen. Flexibilität, das Nichtfestlegen der Raumfunktion und das Offenlassen für die Zukunft und damit die Veränderbarkeit wurde zum wichtigsten Prinzip im amerikanischen Bibliotheksbau. Die unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg errichtete Universitätsbibliothek in Princeton zeigt in ihrer baulichen Struktur frei zugängliche Buchbestände, Flexibilität durch ein Gebäuderaster und natürliches Licht für die Arbeitsplätze. Orientiert an diesem Vorbild wurde die moderne wissenschaftliche Freihandbibliothek in amerikanischen Bauten weiterentwickelt, beispielgebend die Bibliothek von Louis I. Kahn in Exeter (Abb. 13), New Hampshire (1967–1972).

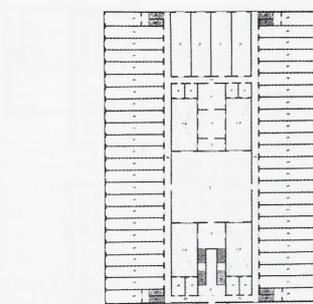
In Deutschland wurden diese konzeptionellen Gedanken erst Mitte der 60er-Jahre umgesetzt. Die Neubauten entstanden mit der



Errichtung zahlreicher Universitäten und waren zudem geprägt von der Einführung neuer bibliothekarischer Konzepte, um das System der zweischichtigen Literaturversorgung durch Zentralbibliotheken und Institutsbibliotheken zu verbessern. Die architektonische Umsetzung erfolgte in unterschiedlichen Formen: Sie reicht von der Errichtung von Solitärbauten über Flächen, die eng mit den Fachbereichen verzahnt waren, bis zur räumlichen Integration aller Buchsammlungen in die Fachbereiche. Im letzteren Fall kann man einen eigenständigen Bibliotheksbau nicht mehr erkennen. Die Funktionalität »Literaturversorgung« wird in die Funktionalität einer Universität (Studium, Forschung und Lehre) integriert. Das für amerikanische wissenschaftliche Bibliotheken konstitutive Freihandprinzip setzt sich in diesen Neubauten durch, ältere Bibliotheken in Deutschland versuchen, durch bauliche Umgestaltungen größere Freihandbereiche (offene Magazine) zu schaffen.

Der Bau öffentlicher Bibliotheken

Öffentliche Bibliotheken entwickelten sich in den Vereinigten Staaten aus den Gesellschaftsbibliotheken heraus seit Anfang des 19. Jahrhunderts als »free public libraries« auf gesetzlicher Basis. Bei der baulichen Form wurde trotz der auf Repräsentation ausgerichteten Architektur (New York Public Library, 1902) in der öffentlichen Bibliothek auf die übliche Dreiteilung der Funktionsbereiche in Verwaltung, Magazin und Lesesaal verzichtet. Die Typenpläne der »Carnegie Foundation« (die Stiftung errichtete zwischen 1881 und 1919 über 2500 Bibliotheken mit einem Mittelaufwand von 55 Mio. Dollar) konstituierten eine Bibliotheksarchitektur in den USA und auch in England, die ab 1914 auch in den skandinavischen Ländern zum Vorbild für die Errichtung von Bibliotheksbauten wurde (etwa die von Alvar Aalto konzipierte Bibliothek in Viipuri, 1927 – 1935, Abb. 14, 15). Prinzip war die weitgehend offene Aufstellung der Bestände mit räumlichen Differenzierungen für die unterschiedlichen Altersgruppen. In Deutschland blieb die Bauaufgabe



9

»öffentliche Bibliothek« bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs weitgehend unbeachtet. Die von Karl Preusker 1833 in Großhain und Friedrich von Raumer 1846 in Berlin nach dem Vorbild der amerikanischen »public library« gegründeten Volksbüchereien konnten dem amerikanischen Vorbild aber nicht gerecht werden. Die Literatursammlungen wurden zumeist als Nebenzweck in Klassenzimmern oder in Räumen anderer öffentlicher Gebäude eingerichtet. Die »Bücherhallenbewegung« und auch die Volksbüchereibewegung, die die Bücherhallen ab 1914 zu einer Bildungsbewegung transformierte, brachte für den Bau öffentlicher Bibliotheken keine neuen Anregungen,

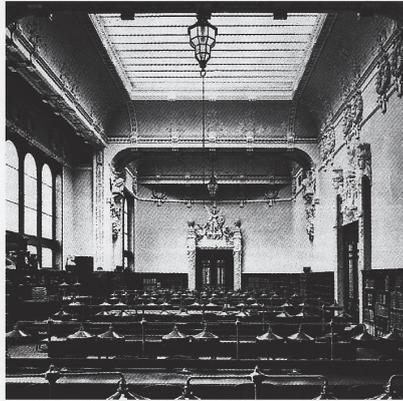
- 6 Biblioteca Laurenziana in Florenz, nach Plänen von Michelangelo, 1524–71, Lesesaal
- 7 Alte Nationalbibliothek in Paris, 1868, Henri Laprouste, Grundriss EG, Maßstab 1:2000
- 8 H. Korb, Rotunde des Lesesaals der Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel, 1887 abgerissen
- 9 Idealer Bibliotheksplan, 1816, Leopoldo della Santa, Maßstab 1:500
- 10 National- und Universitätsbibliothek, Ljubljana, 1936/41, Jože Plečnik, Lesesaal

- 6 Laurentian Library in Florence, erected 1524–71 to plans by Michelangelo: reading room
- 7 Old National Library in Paris, 1868: ground floor plan; scale 1:2000; architect: Henri Laprouste
- 8 Herzog-August Library in Wolfenbüttel: rotunda of reading room; architect: H. Korb; demolished 1887
- 9 Ideal library plan by Leopoldo della Santa, 1816; scale 1:500
- 10 Reading room of National and University Library, Ljubljana, 1936–41; architect: Josef Plečnik

eher ein Stagnieren. Andere architektonische Formen, Räume, Einrichtungen und Arbeitsmittel, die auf eine großzügigere, die Baustruktur beeinflussende Freihandbenutzung ausgerichtet gewesen wären, waren aufgrund des bibliothekarischen Vermittlungskonzepts nicht gewollt. Einen Durchbruch hätte das 1925 erschienene Buch von Lilli Volbehn »Die Freihandbücherei – ihr Wesen und ihre Technik« auslösen können, da ein anderes bibliothekarisches Konzept (Freihandbücherei) auch andere Räumlichkeiten erfordert hätte. Dem standen jedoch die bildungspolitischen Überlegungen der Volksbüchereibewegung entgegen, die etwa in der bibliotheksbaubezogenen



10

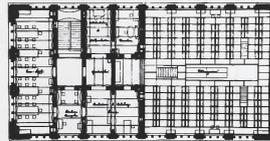
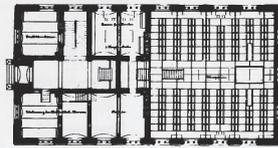


1

Schrift von Max Wieser und Erwin Ackerknecht 1930 deutlich wurden, die den deutschen Bibliotheksbau (eher die Bibliothekseinrichtung) aus ideologischen Gründen deutlich von ausländischen Lösungen abgrenzen. Diese dann durch den Nationalsozialismus noch geförderte Bibliothekspolitik wurde erst nach 1945 überwunden. Die 1954 entstandene »Amerika-Gedenk-Bibliothek« in Berlin war in Deutschland richtungsweisend für den Bau solcher »public libraries«. Dabei hat sich das noch 25 Jahre zuvor aus bibliothekspolitischen Gründen abgelehnte Freihandprinzip durchgesetzt. Hierbei wurden benutzungspolitisch, und damit auch in der Organisation und Raumstruktur betreffend, vereinzelt neue Bestandspräsentationen innerhalb der Freihandbibliothek realisiert: zum einen die so genannte »dreigeteilte Bibliothek« mit einer Gliederung in einen Nahbereich im Eingangsbereich (»Marktplatz« mit rasch wechselndem Angebot aktuell erworbener Medienbestände), in den »Mittelbereich« der konventionellen Freihandbibliothek und in den »Fernbereich« für das ruhigere Arbeiten etwa mit Sonderbeständen; zum anderen die »benutzerorientierte Bibliothek« mit einem Nahbereich und mit einer aufgelockerten Regalaufstellung, teilweise mit rollbaren Festregalen.

Theoretische Ansätze

Verschiedene theoretische Grundlagen finden sowohl für den Neubau einer Bibliothek wie auch für die Umplanung bestehender Gebäude Anwendung. Neben den schon 1911 einsetzenden Normierungsbestrebungen in den USA (Typenpläne der »Carnegie Foundation«) lieferte 1958 Werner Mevissen mit seinem Buch »Büchereibau. Public Library Building« eine Grundlage für eine allgemeine internationale Bibliotheksbauentwicklung. Durch kritischen Vergleich markanter Beispiele aller Bibliothekstypen und -größen des In- und Auslandes erarbeitet er die gestaltbestimmenden Komponenten für den Bau öffentlicher Bibliotheken, aus denen das erforderliche Raumprogramm mit Grundsätzen und Richtwerten abgeleitet



12

wird. Architektonisch gilt das Quadrat oder der dem Quadrat angenäherte Grundriss als ideale Flächenform für die Entfaltung der Publikumszonen und wird zur Leitlinie der Baugestaltung. Ähnlich wie Mevissen erfasst Anfang der 70er-Jahre der britische Architekt Harry Faulkner-Brown bewährte Übereinstimmungen der Bibliotheken aller Typen und Größenordnungen und stellt einen Kanon von zehn Qualitätsmerkmalen (die »Faulkner-Brownschen Gebote«) zusammen, mit denen unter der Leitidee der Flexibilität die »Offene Plan-Bibliothek« verwirklicht werden soll. Flexibilität steht auch im Mittelpunkt der Normen- und Typenpläne für Büchereibauten des Dänen Sven Plovgaard (1966). Das Standardwerk von Keyes D. Metcalf (2. Aufl. 1986) nennt Grundprinzipien für den Bau wissenschaftlicher Bibliotheken, die auch auf öffentliche Bibliotheken übertragen werden können. Wenn man deshalb von einem »internationalen Stil des Bibliotheksbaus« sprechen wollte, wäre nicht so sehr die jeweilige, dem architektonischen Zeitgeist unterliegende Hülle stilbildend, sondern die inneren Strukturen einer Bibliothek, die sich an den Grundsätzen der Flexibilität und des freien Zugangs festmachen lassen. Mevissen und Faulkner-Brown verstehen ihre Untersuchungen als Grundlagen für den Bau und die Gestaltung jedweder Art von Bibliotheken; eine Unterscheidung zwischen wissenschaftlichen und öffentlichen Bibliotheken treffen sie nicht. Wir schließen mit der Erkenntnis, dass sich zwar die Formen und Arbeitsweisen von Bibliotheken und in Bibliotheken vielfältig geändert haben, dass dies aber wie schon in den letzten 5000 Jahren jeweils die Anpassung an die Bedürfnisse der Zeit und ihrer technischen Möglichkeiten war. Bibliotheken mit einer flexiblen Struktur werden auch eine digitale Bibliothek und das Konzept einer virtuellen Bibliothek in ihre Arbeit und ihre Baustruktur, vor allem im Bereich der Lesepplätze, integrieren können. Diese Entwicklungen ändern nichts an dem Grundauftrag und dem Grundverständnis für die bibliothekarische Arbeit, das seit 5000 Jahren gilt: sammeln, ordnen und verfügbar machen.

- 11 Universitätsbibliothek in Heidelberg, 1900–05, Josef Durm, Lesesaal, Originalausstattung 1905
- 12 Universitätsbibliothek in Kiel, 1883, Martin P. Gropius/Heinrich Schmieden, Grundrisse EG und 1. OG, Maßstab 1:1000
- 13 Universitätsbibliothek in Exeter, New Hampshire, 1967–72, Louis I. Kahn, Lesesaal
- 14 Stadtbücherei in Viipuri, Russland, 1934, Alvar Aalto, Grundrisse EG, 1. OG, Maßstab 1:1000
- 15 Lesesaal Stadtbücherei in Viipuri, Russland

- 11 University library in Heidelberg, 1900–05: reading room, ca. 1905; architect: Josef Durm
- 12 University library in Kiel, 1883: ground and first floor plans, scale 1:1000; architects: Martin P. Gropius, Heinrich Schmieden
- 13 University library in Exeter, New Hampshire, 1967–72: reading room; architect: Louis I. Kahn
- 14 Civic library in Vyborg (Viipury), 1934: ground and first floors, scale 1:1000; architect: Alvar Aalto
- 15 Civic library in Vyborg (Viipury): reading room

As places for the collection of information, libraries are among the oldest known types of building. In all ages, they have had to take account of five main factors: the form of the media to be stored; the nature of their use; continuously increasing stocks; artistic and architectural changes of style; and, in conjunction with all these aspects, ongoing technological developments.

Libraries are often national institutions that have to express a content beyond their function as depositories of information. Examples of this include the National Library of France in Paris by Dominique Perrault, the British Library in London by Colin St John Wilson, and the library in Alexandria, Egypt, by Snøhetta Hamza Consortium.

With the creation of written documents, the need arises to store them. In Nineveh some 2,700 years ago, the scribes of King Ashurbanipal of Assyria had to ensure the storage and ordering of clay tablets with cuneiform script. Storage conditions changed with the development of new materials for keeping records, such as parchment and papyrus.

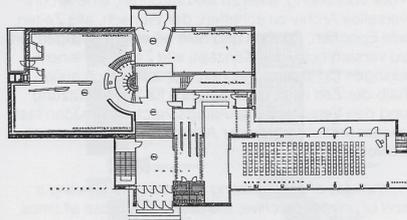
Two of the most extensive papyrus libraries in antiquity were in Pergamum, Asia Minor, and in Alexandria, Egypt, which was said to contain some 550,000 scrolls.

The demise of the Western Roman Empire in AD 476 put an end to the need to erect library buildings in Europe for several centuries. In the Middle Ages, only one per cent of people could read. A special room used as a library first appears in the planning of the St Gallen monastery around 820–830. As they gradually evolved, the monastery libraries were fitted out with desks and seating, which gave the name to the historical desk-type space. The monastery in Zutphen in the Netherlands contains a prototype of this kind of layout.

In the age of humanism and the Renaissance, vaulted library spaces with column supports were superseded by lofty halls with flat ceilings and large windows. Artistically, the outstanding hall structure of this kind was Michelangelo's Laurentian Library for the Medicis in Florence. Begun in 1525, however, and completed only in 1571, seven years after Michelangelo's death, it was built in the traditional

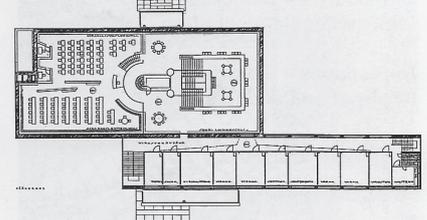


desk style and was already an anachronism when it was taken into service. The hall library is the dominant type of the 17th and 18th centuries. During the Baroque period, libraries were created as universal works of art, combining architecture, sculpture, painting and book crafts. Examples of this include the Escorial library near Madrid (1567) and the Vatican library in Rome (1587). By 1792, however, the French Revolution and the dissolution of the monasteries had put an end to the age of magnificent, princely hall libraries. Furthermore, uniform spaces in the Baroque style would no longer have been able to accommodate the growing numbers of books that were the outcome of improved production methods. For roughly 140 years, from 1820 to 1960, this problem was resolved in Europe by a division of the library into three functional zones: for the storage of books, for reading, and for administration. With a programmatic paper published in 1816, the Italian architect Leopoldo della Santa laid the theoretical foundations for this tripartite spatial division. At the centre of della Santa's ideal plan (which was never implemented) is a large reading room with four courtyards that ensure good daylight conditions. The overall layout extended over two floors and would have been capable of housing roughly two million volumes – an inconceivable number at that time. Many new library buildings in the 19th century were executed with a three-part layout in which the reading room remains the grand central space. In Germany, the tripartite library-cum-store provided the model for numerous new university libraries after 1870, especially in Prussia. At the same time, there were also buildings that revealed a mixture of new and traditional ideas, combining the three-part spatial concept with a historical facade design. The Royal Library in Berlin by Ernst von Ihne (completed in 1914) is an example of this. In the US, the storage of books according to subject matter – which takes up more space – was never entirely abandoned. The mixture of functions and the spatial zoning this implies calls for a form of construction that allows the creation of large floor areas with a mini-



14

Ulrich Naumann leitet die Universitätsbibliothek der Freien Universität Berlin und lehrt als Honorarprofessor an der Humboldt-Universität zu Berlin u.a. Bibliotheksbau.



Ulrich Naumann is head of the library of the Free University, Berlin. As an honorary professor at the Humboldt University in Berlin, he also teaches, among other things, library construction.

num of load-bearing walls and fixed elements. Between 1881 and 1919, the Carnegie Foundation erected more than 2,500 libraries at a cost of \$55 million. The model plans created by the foundation had a great influence on library architecture in the US and the UK, and from 1914 onwards in Scandinavia as well. Alvar Aalto's concept for the library in Vyborg (1927–35) is an example of this. Flexibility became the most important principle of American library construction, based on indeterminate spatial functions and with scope for change in the future. Many modern scientific libraries in the US were based on this model such as the one by Louis Kahn in Exeter, New Hampshire (1967–72). The idea eventually made its way across the Atlantic to Europe. In Germany, Lilli Volbeh'r's book "Die Freihandbücherei – ihr Wesen und ihre Technik", published in 1925, signalled a change, but the educational policies of the people's library movement were opposed to this. For ideological reasons, these policies sought to distinguish German library construction from

foreign solutions. This library policy was also supported by the National Socialists and was, therefore, finally overcome only after 1945. In his book "Public Library Building" published in 1958, Werner Mevissen established a basis for a general, international library design; and at the beginning of the 1970s, the British architect Harry Faulkner-Brown drew up a catalogue of ten qualitative design features for an "open-plan library" under the heading of "flexibility". If one wished to identify an international library building style, therefore, the dominant factor determining the outer appearance would not be the Zeitgeist or current design trends, but the inner structures, based on principles of flexibility and free access. In the future, libraries with a flexible structure will be able to accommodate digital technology and the concept of virtual facilities. Developments of this kind do not change the basic purpose of libraries and the tenets of their work, however, which have held true for 5,000 years: namely, collecting, ordering and making their stocks available to users.



15

Jorge Luis Borges, „Die Bibliothek von Babel“, in: ders., *Fiktionen: Erzählungen 1939–1944*, Frankfurt a.M. (Fischer) 1992, S. 67–76.

Das Universum (das andere die Bibliothek nennen) setzt sich aus einer unbegrenzten und vielleicht unendlichen Zahl sechseckiger Galerien zusammen, mit weiten Entlüftungsschächten in der Mitte, die mit sehr niedrigen Geländern eingefaßt sind. Von jedem Sechseck aus kann man die unteren und oberen Stockwerke sehen: ohne ein Ende. Die Anordnung der Galerien ist unwandelbar dieselbe. Zwanzig Bücherregale, fünf breite Regale auf jeder Seite, verdecken alle Seiten außer zweien: ihre Höhe, die sich mit der Höhe des Stockwerks deckt, übertrifft nur wenig die Größe eines normalen Bibliothekars. Eine der freien Wände öffnet sich auf einen schmalen Gang, der in eine andere Galerie, genau wie die erste, genau wie alle, einmündet. Links und rechts am Gang befinden sich zwei winzige Kabinette. In dem einen kann man im Stehen schlafen, in dem anderen seine Notdurft verrichten. Hier führt die spiralförmige Treppe vorbei, die sich abgrundtief senkt und sich weit empor erhebt. In dem Gang ist ein Spiegel, der den Schein getreulich verdoppelt. Die Menschen schließen gewöhnlich aus diesem Spiegel, daß die Bibliothek nicht unendlich ist (wäre sie es in der Tat, wozu diese scheinhafte Verdoppelung?); ich gebe mich lieber dem träumerischen Gedanken hin, daß die geschliffenen Oberflächen das Unendliche darstellen und verheißen... Licht spenden ein paar kugelförmige Früchte, die den Namen „Lampen“ tragen. Es gibt deren zwei in jedem Sechseck, seitlich angebracht. Das Licht, das sie aussenden, ist unzureichend, unaufhörlich.

Wie alle Menschen der Bibliothek bin ich in meiner Jugend gereist; ich habe die Fahrt nach einem Buch angetreten, vielleicht dem Katalog der Kataloge; jetzt, da meine Augen kaum mehr entziffern können, was ich schreibe, bin ich im Begriff, nur ein paar Meilen von dem Sechseck, wo ich geboren ward, zu sterben. Wenn ich tot bin, wird es nicht an mitleidigen Händen fehlen, die mich über das Gelände werfen werden, mein Grab wird die unauslotbare Luft sein; mein Leib wird immer tiefer sinken und sich in dem von dem unendlichen Sturz verursachten Fallwind zersetzen und auflösen. Ich behaupte daß die Bibliothek kein Ende hat. Die Idealisten argumentieren, daß die sechseckigen Säle eine notwendige Form

des absoluten Raums seien, oder zumindest unserer Anschauung des Raums. Sie geben zu bedenken, daß ein dreieckiger oder fünfeckiger Saal unfaßbar sei. (Die Mystiker behaupten, daß die Ekstase ihnen ein kreisförmiges Gemach offenbare, mit einem großen kreisförmigen Buch, dessen Rücken rund um die Wand läuft; doch ist ihr Zeugnis verdächtig; ihre Worte sind dunkel. Dieses zyklische Buch ist Gott.) Für jetzt mag es genügen, wenn ich den klassischen Spruch zitiere: *Die Bibliothek ist eine Sphäre, deren eigentlicher Mittelpunkt jedes beliebige Sechseck, und deren Umfang unzugänglich ist.*

Auf jede Wand jeden Sechsecks kommen fünf Regale, jedes Regal faßt zweiunddreißig Bücher gleichen Formats, jedes Buch besteht aus vierhundert-zehn Seiten, jede Seite aus vierzig Zeilen, jede Zeile aus etwa achtzig Buchstaben von schwarzer Farbe. Buchstaben finden sich auch auf dem Rücken jeden Buches; doch bezeichnen diese Buchstaben nicht, deuten auch nicht im voraus an, was die Seiten sagen werden. Ich weiß, daß dieser fehlende Zusammenhang zuweilen mysteriös angemutet hat. Bevor ich die Lösung (deren Entdeckung trotz ihrer tragischen Auswirkungen wohl die wichtigste Tatsache der Geschichte ist) in gedrängter Form wiedergebe, will ich ein paar Axiome ins Gedächtnis zurückrufen.

Erstes Axiom: Die Bibliothek existiert *ab aeterno*. An dieser Wahrheit, aus der unmittelbar die künftige Ewigkeit der Welt folgt, kann kein denkender Verstand zweifeln. Der Mensch, der unvollkommene Bibliothekar, mag ein Werk des Zufalls oder böswilliger Demiurgen sein; das Universum, so elegant ausgestattet mit Regalen, mit rätselhaften Bänden, mit unerschöpflichen Treppen für den wandemde und mit Latrinen für den seßhaften Bibliothekar, kann nur Werk eines Gottes sein. Um die Kluft, die zwischen dem Menschlichen und dem Göttlichen liegt, so recht zu ermessen, braucht man nur die zittrigen Zeichen, die meine hinfällige Hand auf den Einband eines Buches krakelt, mit den organischen Lettern im Inneren zu vergleichen: gestochen, feingeschwungen, tiefschwarz, unnachahmlich symmetrisch.

Zweites Axiom: *Die Anzahl der orthographischen*

*Symbole ist fünfundzwanzig.** Diese Feststellung ermöglichte es vor dreihundert Jahren, eine allgemeine Theorie der Bibliothek zu formulieren und das Problem, das keine Vermutung entschlüsselt hatte, befriedigend zu lösen: die formlose und chaotische Beschaffenheit fast aller Bücher. Eines, das mein Vater in einem Sechseck des Umgangs fünfzehnhundertvierundneunzig erblickte, bestand aus den Buchstaben MCV, in perverser Wiederholung von der ersten bis zur letzten Zeile. Ein anderes (das in dieser Zone oft konsultiert wird) ist ein reines Buchstabenlabyrinth, aber auf der vorletzten Seite steht: *O Zeit deine Pyramiden*. Man ersieht hieraus: auf eine einzige verständliche Bemerkung entfallen Meilen sinnloser Kakophonien, sprachlichen Plunders, zusammenhangloses Zeug. (Ich weiß von einer wilden Region, in der die Bibliothekare die abergläubische und eitle Jagd nach dem Sinn in Büchern verschmähen und die Lektüre mit Traumdeuterei und Handsekunst vergleichen... Sie geben zwar zu, daß die Erfinder der Schrift die fünfundzwanzig Natursymbole nachgeahmt haben; sie behaupten jedoch, daß diese Anwendung zufällig sei und die Bücher an sich nichts bedeuteten. Diese Anschauung geht, wie man sehen wird, nicht völlig fehl.)

Lange Zeit hindurch glaubte man, daß diese un-durchdringlichen Bücher in vergangenen oder fernobliegenden Sprachen ihre Entsprechung hätten. Allerdings haben die frühesten Menschen, die ersten Bibliothekare, eine von der heute gesprochenen recht verschiedene Sprache benutzt; richtig ist auch, daß ein paar Meilen weiter nach rechts die Sprache mundartlich und daß sie neunzig Stockwerke höher unverständlich ist. All das, ich wiederhole, ist richtig, aber vierhundertundzehn Seiten, auf denen unwandelbar MCV wiederkehrt, können mit keiner auch noch so mundartlichen oder unentwickelten Sprache in Zusammenhang stehen. Einige wollten wissen, daß jeder Buchstabe auf den nächstfolgenden Einfluß nehme und daß der Stellenwert von MCV in der dritten Zeile auf Seite 71 nicht der ist, den dieselbe Buchstabenreihe in anderer Stellung auf einer anderen Seite haben kann, aber diese vage These fruchtete nicht. Andere dachten an Kryptogramme; diese Deutung hat sich allgemein durchgesetzt, wenn auch

nicht in der Bedeutung, wie ihre Erfinder sie verstanden.

Vor fünfhundert Jahren stieß der Chef eines höheren Sechseck** auf ein Buch, das so verworren war wie die anderen, das jedoch fast zwei Bogen gleichartiger Zeilen aufwies. Er zeigte seinen Fund einem wandermenden Entzifferer, der ihm sagte, sie seien in Portugiesisch abgefaßt; andere sagten dagegen, in Jiddisch. Vor Ablauf eines Jahrhunderts konnte die Sprachform bestimmt werden: es handelte sich um eine samojedisch-litauische Dialektform des Guarani mit einem Einschlag von klassischem Arabisch. Auch der Inhalt wurde entschlüsselt: es waren Begriffe der kombinatorischen Analysis, dargestellt an Beispielen sich unbegrenzt wiederholender Variationen. Diese Beispiele versetzten einen genialen Bibliothekar in die Lage, das Fundamentalgesetz der Bibliothek zu entdecken. Dieser Denker stellte fest, daß sämtliche Bücher, wie verschieden sie auch sein mögen, aus den gleichen Elementen bestehen: dem Raum, dem Punkt, dem Komma, den zweiundzwanzig Lettern des Alphabets. Auch führte er einen Umstand an, den alle Reisenden bestätigt haben: *In der ungeheuer weiträumigen Bibliothek gibt es nicht zwei identische Bücher*. Aus diesen unwiderleglichen Prämissen folgerte er, daß die Bibliothek total ist, und daß ihre Regale alle irgend möglichen Kombinationen der zwanzig und soviel orthographischen Zeichen (deren Zahl, wenn auch außerordentlich groß, nicht unendlich ist) verzeichnen, mithin alles, was sich irgend ausdrücken läßt: in sämtlichen Sprachen. Alles: die bis ins einzelne gehende Geschichte der Zukunft, die Autobiographien der Erzengel, den getreuen Katalog der Bibliothek, Tausende und Abertausende falscher Kataloge, den Nachweis ihrer Falschheit, den Nachweis der Falschheit des echten Katalogs, das gnostische Evangelium des Basilides, den Kommentar zu diesem Evangelium, den Kommentar zum Kommentar dieses Evangeliums, die wahrheitsgetreue Darstellung deines Todes, die Übertragung jeden Buches in sämtliche Sprachen, die Interpolationen jeden Buches in allen Büchern, der Traktat den Beda hätte schreiben können (und nicht schrieb), über die Mythologie der Sachsen, die verlorenen Bücher des Tacitus.

Als verkündet wurde, daß die Bibliothek alle Bücher umfasse, war der erste Eindruck ein überwältigendes Glücksgefühl. Alle Menschen wußten sich Herren über einen unversehrten und geheimen Schatz. Es gab kein persönliches, kein Weltproblem, dessen beredte Lösung nicht existierte: in irgendeinem Sechseck. Das Universum war gerechtfertigt, das Universum bemächtigte sich mit einem Schlag der schrankenlosen Dimensionen der Hoffnung. In dieser Zeit war viel die Rede von „Rechtfertigungen“: apologetische und prophetische Bücher rechtfertigten für immer die Taten jedes Menschen auf Erden, hüteten wundersame Arcana für seine Zukunft. Tausende von Begehrlichen verließen ihr trautes Heimatsechseck und jagten die Treppen empor, von dem eitlen Vorsatz getrieben, ihre Rechtfertigung zu finden. Diese Pilger disputierten in den engen Gängen, stießen dunkle Verwünschungen aus, erwürgten einander auf den göttlichen Stiegen, schleuderten die gleisnerischen Bücher auf den Grund des Tunnels, starben hinabgestürzt von den Menschen weit entlegener Regionen. Andere wurden wahnsinnig... Die Rechtfertigungen existieren (ich habe zwei gesehen, die sich auf künftige Personen, auf womöglich nicht bloß imaginäre Personen beziehen), aber die Sucher bedachten nicht, daß die Möglichkeit, daß ein Mensch die seine oder eine tückische Variante der seinen findet gleich Null ist.

Auch erhoffte man sich damals Aufschluß über die Grundgeheimnisse der Menschheit: den Ursprung der Bibliothek und der Zeit. Wahrscheinlich lassen sich diese gewichtigen Mysterien in Worten erläutern; wenn die Sprache der Philosophen nicht ausreicht, dürfte die Bibliothek die unerhörte Sprache, die dazu erforderlich ist, hervorgebracht haben, sowie die Wörterbücher und Grammatiken dieser Sprache. Schon vier Jahrhunderte lang durchstöbern die Menschen vergeblich die Sechsecke... Es gibt amtliche Sucher, *Inquisitoren*. Ich habe sie in Ausübung ihres Amtes gesehen: sie sind immer erschöpft; sie sprechen von einer Treppe ohne Stufen, die sie um ein Haar getötet hätte; sie sprechen mit dem Bibliothekar von Galerien und Treppen; manchmal greifen sie nach dem nächststehenden Buch und blättern darin, auf der Suche nach ruchlosen Wörtern. Offensichtlich glaubt niemand, irgend etwas entdecken zu können.

Auf die überschwengliche Hoffnung folgte ganz natürlich übermäßige Verzagtheit. Die Gewißheit, daß irgendein Regal in irgendeinem Sechseck kostbare Bücher barg, daß aber diese Bücher unzugänglich waren, erschien nahezu unerträglich. Eine Lästerekte schlug vor, man solle die Suche einstellen, alle Menschen sollten Buchstaben und Zeichen so lange durcheinander würfeln, bis sie auf Grund eines unwahrscheinlichen Zufalls diese kanonischen Bücher zusammenbrächten. Die Behörden sahen sich gezwungen, strenge Anordnungen zu erlassen. Die Sekte verschwand, aber in meiner Kindheit sah ich alte Männer, die lange auf dem Abtritt verweilten, mit ein paar Metallscheiben in einem verbotenen Würfelbecher, kraftlos bemüht, die göttliche Unordnung nachzuzahlen.

Andere waren umgekehrt der Meinung, zuallererst müßten die überflüssigen Bücher ausgemerzt werden. Sie brachen in die Sechsecke ein, zeigten nicht immer falsche Beglaubigungsschreiben vor, blättern verdrossen in einem Band und verdammten ganze Regale. Ihr hygienischer Asketeneifer trägt die Schuld daran, daß Millionen Bücher sinnlos vernichtet wurden. Heute sind ihre Namen ein Greuel; wer aber die Thesauri beklagt, die ihrer Wut zum Opfer fielen, übersieht zwei allbekannte Tatsachen. Die eine: die Bibliothek ist so gewaltig an Umfang, daß jede Schmälerung durch Menschenhand verschwindend gering ist. Die andere: jedes Exemplar ist zwar einzig, unersetzlich, aber da die Bibliothek total ist, gibt es immer einige Hunderttausende unvollkommener Faksimiles: Werke, die nur in einem Buchstaben oder Komma voneinander abweichen. Entgegen der allgemeinen Anschauung wage ich die Vermutung, daß die Folgen der von diesen Säuberern verübten Plünderungen wegen der Entsetzens über diese Fanatiker zu hoch eingeschätzt worden sind. Sie waren von dem Wahn getrieben, die Bücher des Scharlachroten Sechsecks zu erobern: Büchel kleineren Formats als die natürlichen, allmächtig, erlaucht und magisch. Auch wissen wir von einem anderen Aberglauben jene Zeit: dem an den Mann des Buches. In irgendeinem Regal irgendeines Sechsecks (so dachten die Menschen) muß es ein Buch geben, das Inbegriff und Auszug *aller übrigen* ist: ein Bibliothekar hat es geprüft

und ist Gott gleich. In der Sprache dieser Zone haben sich noch Spuren des jenem zeitentfernten Beamten geweihten Kults erhalten. Viele begaben sich auf Pilgerschaft nach Ihm. Ein Jahrhundert lang schlugen sie umsonst die verschiedensten Richtungen ein. Wie sollte man auch das verehrte Geheim-Sechseck orten, das ihn beherbergte? Jemand schlug eine regressive Methode vor: um das Buch A zu lokalisieren, muß man zuvor ein Buch B heranziehen, das den Ort von A angibt; um das Buch B zu lokalisieren, muß man zuvor ein Buch C konsultieren, und so ins Unendliche... Mit dergleichen Abenteuern habe ich meine Jahre verschleudert und verzehrt. Ich halte es nicht für unwahrscheinlich, daß es in irgendeinem Regal des Universums ein totales Buch gibt***, ich flehe zu den unerkannten Göttern, es möge einen Menschen geben – einen einzigen, und habe er vor tausend Jahren gelebt –, der es untersucht und gelesen hat. Wenn Ehre, Weisheit und Glück nicht für mich sind, mögen sie es für andere sein. Möge der Himmel existieren, auch wenn mein Ort die Hölle ist. Mag ich beschimpft und zunichte werden, aber möge in einem Augenblick, in einem Sein Deine ungeheure Bibliothek ihre Rechtfertigung finden.

Die Ruchlosen behaupten, daß in der Bibliothek die Sinnlosigkeit normal ist, und daß das Vernunftgemäße (ja selbst das schlecht und recht Zusammenhängende) eine fast wundersame Ausnahme bildet. Sie sprechen (ich weiß es) von der Fiebernden Bibliothek, deren Zufallsbände ständig in Gefahr schweben, sich in andere zu verwandeln, und die alles behaupten, leugnen und durcheinanderwerfen wie eine delirierende Gottheit. Diese Worte, die nicht nur die Unordnung denunzieren, sondern sie mit einem Beispiel belegen, liefern einen offenkundigen Beweis des verwerflichen Geschmacks der Urheber und ihrer verzweifelten Unwissenheit. In der Tat birgt die Bibliothek alle Wortstrukturen, alle im Rahmen der fünfundzwanzig orthographischen Symbole möglichen Variationen, aber nicht einen absoluten Unsinn. Es erübrigt sich zu bemerken, daß der beste Band der vielen Sechsecke, die ich verwalte, *Gekämmerter Donner* betitelt ist, und ein anderer *Gipskrampf* und wieder ein anderer *Axaxaxas mlö*. Diese auf den ersten Blick unzusammenhängenden Wortfügungen

entbehren gewiß nicht einer kryptographischen oder allegorischen Rechtfertigung; diese Rechtfertigung verbaler Art figuriert – *ex hypothesi* – bereits in der Bibliothek. Ich kann nicht etliche Schriftzeichen kombinieren

dhcmrlchtdi,

die die göttliche Bibliothek nicht bereits vorausgesehen hätte, und die nicht in irgendeiner ihrer Geheimsprachen einen furchtbaren Sinn bürgen. Niemand vermag eine Silbe zu artikulieren, die nicht voller Zärtlichkeit und Schauer ist, die nicht in irgendeiner dieser Sprachen der gewaltige Name eines Gottes wäre. Sprechen heißt: in Tautologien verfallen. Diese überflüssige und wortreiche Epistel existiert bereits in einem der dreißig Bände der fünf Regale eines der unzähligen Sechsecke - und auch ihre Widerlegung. (Eine Zahl n möglicher Sprachen verwendet den gleichen Wortschatz; in einigen erlaubt das Symbol *Bibliothek* die korrekte Definition *überall vorhandenes und fortdauerndes System sechseckiger Galerien*, aber *Bibliothek* ist *Brot* oder *Pyramide* oder irgend etwas anderes, und die sieben Wörter, die sie definieren, haben einen anderen Bedeutungswert. Bist du, Leser, denn sicher, daß du meine Sprache verstehst?) Die methodische Schrift lenkt mich von der gegenwärtigen Verfassung der Menschen ab. Die Gewißheit, daß alles geschrieben ist, macht uns zunichte oder zu Phantasmen. Ich kenne Bezirke, in denen die Jungen sich vor den Büchern niederwerfen und in barbarischer Weise die Seiten küssen, aber nicht einen Buchstaben zu entziffern wissen. Die Epidemien, die ketzerischen Zwistigkeiten die Pilgerzüge, die unvermeidlich in Banditentum ausarten, haben die Bevölkerung dezimiert. Ich glaube, ich sprach schon von den Selbstmorden, die jedes Jahr häufiger werden. Vielleicht trügen mich Alter und Ängstlichkeit, aber ich vermute, daß die Gattung Mensch - die einzige, die es gibt - im Aussterben begriffen ist, und daß die Bibliothek fortauern wird: erleuchtet, einsam unendlich, vollkommen unbeweglich, gewappnet mit kostbaren Bänden, überflüssig, unverweslich, geheim. Ich schrieb: unendlich. Nicht aus rhetorischer Gewohnheit ist mir dieses Adjektiv in die Feder geflossen; ich sage, es ist nicht unlogisch zu denken,

daß die Welt unendlich ist. Wer sie für begrenzt hält, postuliert, daß an weit entfernten Orten die Gänge und Treppen und Sechsecke auf unfaßliche Art aufhören – was absurd ist. Wer sie für unbegrenzt hält, der vergißt, daß die mögliche Zahl der Bücher Grenzen setzt. Ich bin so kühn, die folgende Lösung des alten Problems zu bedenken zu geben: *Die Bibliothek ist unbegrenzt und zyklisch*. Wenn ein ewiger Wanderer sie in irgendeiner beliebigen Richtung durchmäße, so würde er nach Jahrhunderten feststellen, daß dieselben Bände in derselben Unordnung wiederkehren (die, wiederholt, eine Ordnung wäre: Die Ordnung). Meine Einsamkeit erfreut sich dieser eleganten Hoffnung.****

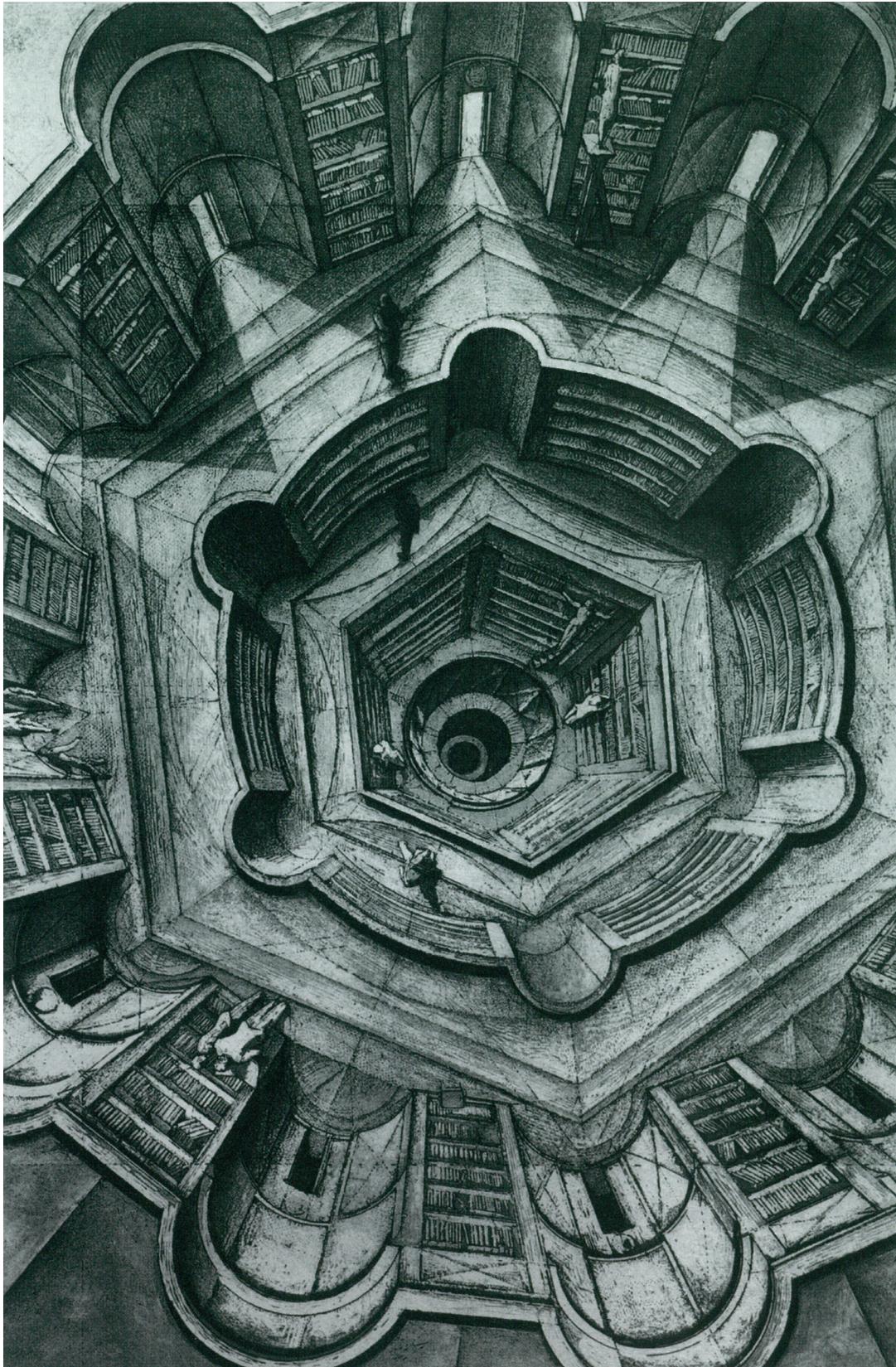
* Das Originalmanuskript enthält weder Kursivschrift noch Majuskeln. Die Interpunktion war auf Komma und Punkt beschränkt. Diese beiden Zeichen, der Raum und die zweiundzwanzig Buchstaben des Alphabets sind die es ausreichenden Symbole, die der Unbekannte aufzählt.

** Ursprünglich kam auf je drei Sechsecke ein Mann. Selbstmord und Lungenkrankheiten haben dieses

Verhältnis zerstört. Unsagbar schwermütige Erinnerung: manchmal bin ich nächtelang über blanke Gänge und Treppen geirrt, ohne einen einzigen Bibliothekar zu finden.

*** Ich wiederhole: die bloße Möglichkeit eines Buches ist hinreichend für sein Dasein. Nur das Unmögliche ist ausgeschlossen. Zum Beispiel: kein Buch ist zugleich eine Treppe, obwohl es bestimmt Bücher gibt, die diese Möglichkeit erörtern, leugnen oder beweisen, und andere, deren Struktur der einer Treppe entspricht.

**** Letizia Alvarez de Toledo hat angemerkt, daß die ungeheure Bibliothek überflüssig ist; strenggenommen würde ein einziger Band gewöhnlichen Formats, gedruckt in Corpus neun oder zehn, genügen, wenn er aus einer unendlichen Zahl unendlich dünner Blätter bestünde. (Cavalieri sagt zu Anfang des 17. Jahrhunderts, daß jeder feste Körper die Überlagerung einer unendlichen Zahl von Flächen ist.) Die Handhabung eines derart seidendünnen Vademecums wäre nicht leicht jedes artscheinende Einzelblatt würde sich in andere gleichgeartete zweiteigen; das unbegreifliche Blatt in der Mitte hätte keine Rückseite.



Erik Desmazières, Radierung zu „Die Bibliothek von Babel“ von Jorge Luis Borges, 1998

**Alberto Manguel, *Die Bibliothek bei Nacht*,
Frankfurt a.M. (Fischer) 2009, S. 79–104.**

Die Bibliothek als Raum

„Besetzt! Besetzt!“, riefen sie, als sie Alice nähertraten sahen. „Von besetzt kann doch gar keine Rede sein!“, sagte Alice empört und setzte sich in einen großen Sessel am Tische.

Lewis Carroll, Alice im Wunderland

Allein durch das Wissen, dass die Anordnung der Bücher in einer Bibliothek Regeln gehorcht, wie auch immer diese beschaffen sein mögen, gewinnen sie eine Identität, noch ehe wir die erste Seite aufschlagen. Bevor meine Sturmhöhe ihre nebelverhangene Geschichte entfaltet, gibt sie sich als Werk der englischen Literatur zu erkennen (in diese Abteilung habe ich sie eingeordnet), als Schöpfung des Buchstabens B, als Mitglied einer jetzt längst in alle Winde zerstreuten Büchergemeinde (ich habe dieses Exemplar antiquarisch in Vancouver erstanden, wo es nach einem mir nicht bekannten Klassifizierungssystem die geheimnisvolle Nummer 790042B in Bleistift auf dem Vorsatzblatt erhielt). Sie zählt überdies zu jener Aristokratie auserwählter Bücher, die ich planvoll aus dem Regal ziehe und nicht nur per Zufall in die Hand nehme, denn sie steht auf dem obersten Regalbrett, das ich ausschließlich mit Hilfe einer Leiter erreichen kann. Auch wenn Bücher chaotische Schöpfungen sind, deren tiefste Bedeutung sich dem Leser stets im letzten Augenblick entzieht, verleiht ihnen die Ordnung, in der ich sie aufbewahre, in gewisser Hinsicht Kontur (wie trivial auch immer) und auch einen gewissen Sinn (selbst wenn er noch so willkürlich erscheint) – ein bescheidener Anlass zum Optimismus.

Ein höchst beunruhigendes Merkmal der physischen Welt aber trübt den Optimismus, den der Leser in jeder wohlgeordneten Bibliothek empfindet: die Begrenztheit des Raums. Ich habe immer wieder die Erfahrung gemacht, dass, ganz gleich, wie ich meine Bücher anordnen will, der dafür zur Verfügung stehende Raum notgedrungen meine Entscheidungen beeinflusst und – was noch wichtiger ist – binnen kürzester Zeit zu klein für sie wird, sodass ich mich gezwungen sehe, die Ordnung erneut zu verändern. In einer Bibliothek bleibt ein leeres Regalbrett nicht lange leer. Wie die Natur ertragen auch Bibliotheken kein

Vakuum, und es gibt keine Sammlung von Büchern, die nicht unter Platzproblemen leidet. Hier liegt das Paradox jeder allgemeinen Bibliothek: Wenn sie sich im mehr oder weniger großen Umfang zum Ziel gesetzt hat, durch das Sammeln und Aufbewahren von Büchern so umfassend wie möglich Zeugnis von der Welt abzulegen, dann muss diese Absicht sich irgendwann selbst überflüssig machen, da sie erst dann ihr Ziel erreicht, wenn die Grenzen der Bibliothek mit denen der Welt selbst zur Deckung kommen.

Ich erinnere mich, dass ich in meiner Jugend mit einer Art fasziniertem Entsetzen Nacht für Nacht sehen konnte, wie sich die Wandregale in meinem Zimmer scheinbar von allein fluten, bis kein noch so kleiner Winkel mehr frei war. Neue Bücher, die ich, wie in den frühesten Handschriftenbibliotheken, liegend aufbewahrte, wurden nach und nach übereinandergestapelt. Alte Bücher, die tagsüber den ihnen zugemessenen Platz einnahmen, verdoppelten und vervierfachten ihren Umfang und hielten die Neuankömmlinge in Schach. Überall um mich her – auf dem Fußboden, in den Ecken, unter dem Bett, auf meinem Schreibtisch türmten sich die Bücher zu hohen Säulen und verwandelten mein Zimmer in einen Wald, dessen modernde Stämme mir schier den Atem raubten.

Später, in meinem Haus in Toronto, stellte ich praktisch überall Bücherregale auf – in den Schlafzimmern und in der Küche, auf den Fluren und im Badezimmer. Sogar der überdachte Windfang vor der Haustür war mit Regalen bestückt, sodass meine Kinder sich schließlich beklagten, sie bräuchten demnächst einen Bibliotheksausweis, wenn sie ihr eigenes Zuhause betreten wollten. Aber selbst wenn ich meinen Büchern noch so viel Raum zugestand, gaben sie sich niemals zufrieden. Irgendwann platzte die Abteilung mit den Kriminalromanen, die in einem Schlafzimmer im Souterrain untergebracht war, aus den Nähten und musste nach oben an eine der Wände im Flur auswandern, wo sie die französischsprachige Literatur verdrängte. Der Not gehorchend musste diese nun aufgeteilt werden in Literatur aus Québec, Literatur aus Frankreich und Literatur anderer frankophoner Länder. Ich fand es sehr störend, dass

ich Aimé Césaire dabei von seinen Freunden Éluard und Breton trennen musste und Louis Hémons Maria Chapdelaine (Quebecs romantisches Nationalepos) zu den Werken von Huysmans und Hugo verbannen, nur weil Hémon zufällig in der Bretagne geboren war und weil in der Abteilung mit Literatur aus Québec kein Platz mehr war.

Alte Bücher, die wir kennen, aber niemals besessen haben, laufen uns über den Weg und laden sich ungefragt ein. Neue Bücher verführen uns Tag für Tag mit verlockenden Titeln und Buchumschlägen. Familien flehen inständig um Zusammenführung: Band XVI-II der Gesammelten Werke von Lope de Vega wird in einem Katalog angekündigt und schickt seinen Ruf an die anderen siebzehn, die, nahezu unberührt, auf meinem Regal stehen. Welch ein Glück für Kapitän Nemo, dass er während seiner zwanzigtausend Meilen langen Reise unter dem Meer sagen kann: „Die Welt endete für mich an dem Tag, als meine Nautilus zum ersten Mal unter die Wasseroberfläche tauchte. An dem Tag kaufte ich meine letzten Bücher, meine letzten Pamphlete, meine letzten Zeitschriften, und seither ist es für mich so, als ob die Menschheit nicht mehr denkt oder aufgehört hat zu schreiben.“ Aber für Leser wie mich gibt es keine „letzten“ Käufe, bevor ich nicht im Grabe liege.

Der englische Dichter Lionel Johnson litt so sehr unter Platznot, dass er Regale erfand, die wie Kronleuchter von der Decke hingen. Ein Freund aus Buenos Aires konstruierte drehbare Büchersäulen mit Regalen auf allen vier Seiten, die so den Stellraum für seine Bücher vervierfachten; er nannte sie seine Derwischregale. In der Bibliothek von Althorp, dem in Northampton gelegenen Anwesen des Earl Spencer (die vor dem Verkauf im Jahr 1892 vierzigtausend Bände beherbergte, unter anderem achtundfünfzig Titel vom ersten englischen Drucker William Caxton), erreichten die Bücherregale so schwindelerregende Höhen, dass man, wenn man die obersten Bretter erreichen wollte, eine gigantische Leiter benötigte, „massive Stufen auf Rädern, gekrönt von einem Krähennest mit einer Sitzgelegenheit und einem kleinen Lesepult, sodass das Ganze an eine mittelalterliche Belagerungsmaschine erinnerte“ Leider mussten

sich die Erfinder solcher Möbelstücke für Enthusiasten stets geschlagen geben, genau wie verrückte Geographen, die die Geographie erweitern und immer größere Landkarten zeichnen wollen. Letztlich übersteigt die Zahl der Bücher immer die Kapazitäten des zur Verfügung stehenden Raums.

Im zweiten Kapitel von *Sylvie und Bruno* ersann Lewis Carroll die folgende Lösung: „Das wäre freilich eine großartige Sache..., wenn wir diese Regel wirklich auf Bücher anwenden könnten! Sehen Sie, um das kleinste gemeinsame Vielfache zu ermitteln, eliminieren wir eine Größe überall, wo diese auftaucht, außer in dem Glied, in dem sie zu ihrer höchsten Potenz erhoben ist. Wir müssten folglich jeden aufgezeichneten Gedanken auslöschen und ihn nur in dem Satz stehen lassen, der ihn am intensivsten ausdrückt.“ Worauf seine Gesprächspartnerin einwendet: „Ich fürchte, von einigen Büchern blieben nur die blanken Seiten übrig.“ „Bestimmt“, räumt der Erzähler ein. „Die meisten Bibliotheken würden schrecklich viel an Quantität einbüßen. Aber stellen Sie sich vor, wie sehr sie an Qualität gewinnen!“ Ein ähnlicher Tenor findet sich in einem am Ende des ersten Jahrhunderts in Lyon formulierten strengen Gesetz: Es forderte, dass nach jedem Dichterwettbewerb die Verlierer ihre poetischen Bemühungen mit der Zunge löschen sollten, damit keine zweitrangige Literatur überdauerte.

In einem bislang unveröffentlichten Manuskript, das in der Vatikanischen Bibliothek aufbewahrt wird, beschreibt der Mailänder Humanist Angelo Decembrio ein radikales Ausleseverfahren, nach dem der junge Fürst Leonello d'Este unter der Anleitung seines Lehrers Guarino da Verona im fünfzehnten Jahrhundert seine Bibliothek in Ferrara bestücken ließ. Leonellos System beruhte darauf, dass es mit Ausnahme der bedeutendsten Werke der Weltliteratur alles ausschloss oder zurückwies. Auf den fürstlichen Regalen war ebenso wenig Platz für enzyklopädische Werke aus der Hand klösterlicher Schreiber („Meere von Geschichten, wie man sie nennt, drückende Eselslasten“) wie für französische und italienische Übersetzungen klassischer Texte (dies galt jedoch nicht für die Originale), nicht einmal für Dantes *Göttliche Komödie*, „eine geeignete Lektüre, um sie in Winter-

nächten am Feuer mit Frau und Kindern zu lesen, die es jedoch nicht wert ist, in eine wissenschaftliche Bibliothek aufgenommen zu werden“. Nur vier klassische Autoren fanden Eingang: Livius, Vergil, Sallust und Cicero. Alle anderen galten als zweitrangige Schriftsteller, deren Werke man bei jedem Straßenvorkäufer erstehen und an Freunde verleihen konnte, ohne Angst, man könnte etwas Wertvolles verlieren.

Um der ständig wachsenden Bestände Herr zu werden (allerdings nicht immer im Dienste höherer Qualität), haben Leser alle möglichen schmerzlichen Methoden erdacht: Sie haben ihre Schätze ausgedünnt, die Bücher in zwei Reihen hintereinander aufgestellt, haben sich von bestimmten Sektionen getrennt, ihre Taschenbücher verschenkt, manche sind sogar ausgezogen und haben das Haus ihren Büchern überlassen. Dem einen oder anderen scheint keine dieser Möglichkeiten erträglich. Kurz nach Weihnachten 2003 musste ein dreiundvierzigjähriger New Yorker namens Patrice Moore von der Feuerwehr aus seiner Wohnung gerettet werden, nachdem er zwei Tage lang verschüttet unter einer Lawine von Zeitschriften und Büchern gelegen hatte. Nachbarn hörten sein Stöhnen und Murmeln durch die Tür, die vom vielen Papier versperrt war. Erst als man das Schloss aufbrach und die Retter sich einen Weg durch die alles verschüttenden Berge von Druckwerk bahnten, fand man Moore in einer winzigen Ecke seiner Wohnung, buchstäblich unter Büchern begraben. Es dauerte mehr als eine Stunde, bis man ihn befreit hatte; fünfzig Säcke mit bedrucktem Papier mussten herausgeschleppt werden, ehe man diesen unermüdlichen Leser erreichte.

Als ihnen in den 1990er Jahren bewusst wurde, dass die alten, herrschaftlichen Bauten die Flut des Gedruckten nicht mehr aufnehmen konnten, beschloss die Direktoren mehrerer bedeutender Bibliotheken, neue Gebäude für ihre riesigen Bestände zu errichten. In Paris und London, Buenos Aires und San Francisco (um nur einige zu nennen) wurden Pläne erstellt, und man begann mit den Bauarbeiten. Leider erwiesen sich in mehreren Fällen die Entwürfe für die neuen Bibliotheken als wenig geeignet für die Lagerung von Büchern. Als Reaktion auf die

unzureichende Planung für die neue zentrale Stadtbibliothek von San Francisco, bei der der Architekt nicht genügend Regalfläche vorgesehen hatte, ließ die Verwaltung Hunderttausende von Büchern aus den Magazinen der Bibliothek entfernen und in eine Müllgrube werfen. Da das Kriterium für die Auswahl der Bücher, die zur Vernichtung freigegeben wurden, die Zeit war, in der sie unbenutzt im Regal gestanden hatten, schlichen sich heroische Bibliothekare heimlich nachts in die Magazine und versahen die bedrohten Bände mit falschen Ausleihstempeln.

Den Inhalt zu opfern, um das Behältnis unverändert lassen zu können – nicht nur die Stadtbibliothek von San Francisco schlug solche Irrwege ein. Sogar die Library of Congress in Washington, „die Bibliothek der letzten Zuflucht“, wurde zum Opfer ähnlich verantwortungslosen Handelns. Im Jahr 1814, als der amerikanische Kongress mit dem ehemaligen Präsidenten Thomas Jefferson über den Kauf seiner Privatbibliothek verhandelte – als Ersatz für die Bücher, die britische Soldaten nach der Besetzung des Kapitols früher im selben Jahr verbrannt hatten –, wandte Cyril King, der Wortführer der Föderalisten, ein: „Das Gesetz würde Mr. Jefferson 23900 Dollar einbringen, für ungefähr 6000 Bücher – gute, schlechte und mittelmäßige; alte, neue und wertlose, in Sprachen, die viele nicht lesen können und die die meisten auch nicht lesen sollten.“ Jefferson antwortete: „Meines Wissens enthält meine Bibliothek keinen Zweig der Wissenschaft, die der Kongress aus seiner Sammlung würde ausschließen wollen: Im Gegenteil, es gibt kein Thema, über das sich ein Kongressmitglied nicht bei irgendeiner Gelegenheit informieren wollen.“

Mehr als anderthalb Jahrhunderte später ist Jeffersons Bemerkung so gut wie in Vergessenheit geraten. Im Jahr 1996 kam dem für den *New Yorker* schreibenden Bestsellerautor Nicholson Baker zu Ohren, dass die Library of Congress den größten Teil ihrer umfangreichen Sammlung von Zeitungen aus dem späten neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhundert auf Mikrofilm festhalten und anschließend die Originale vernichten wollte. Die Begründung für diesen offiziellen Akt des Vandalismus lieferten „windige“ wissenschaftliche Studien über den Säu-

regehalt und die zunehmende Brüchigkeit von Papier, etwa so als verteidigte man einen Mord, indem man ihn als Hilfe zum Selbstmord etikettiert. Nach mehrjährigen Nachforschungen kam Baker zu dem Schluss, dass die Situation noch schlimmer war als ursprünglich befürchtet. Fast alle Universitätsbibliotheken in den Vereinigten Staaten waren, ebenso wie die meisten großen öffentlichen Bibliotheken, dem Beispiel der Library of Congress gefolgt, und einige der seltensten Zeitschriften existierten nur noch auf Mikrofilm. Und diese Versionen weisen eine Vielzahl von Mängeln auf. Mikrofilme sind anfällig für Flecken und Kratzer; sie beschneiden den Text an den Rändern, und oft fehlen ganze Teile.

Die Mikrofilm-Übeltäter waren nicht ausschließlich Amerikaner. Im Jahr 1996 trennte sich die British Library, deren Zeitungssammlung zum großen Teil den Bomben des Zweiten Weltkriegs entgangen war, von mehr als sechzigtausend Bänden, überwiegend nach 1850 gedruckte Zeitschriften aus Ländern, die nicht dem Commonwealth angehörten. Im darauffolgenden Jahr ereilte das gleiche Schicksal fünfundsiebzig Jahrgänge westeuropäischer Publikationen; kurz darauf trennte die Bibliothek sich von ihren Zeitschriften aus Osteuropa, Südamerika und den Vereinigten Staaten. In allen Fällen wurden die Publikationen vorher auf Mikrofilm festgehalten; und in allen Fällen war Platzmangel der Grund, der für die Entfernung angegeben wurde. Aber, so Bakers Argumentation, Mikrofilme sind schwer zu lesen, und die Bildqualität ist schlecht. Selbst neuere elektronische Technologien können nicht mit der Erfahrung mithalten, ein Original in Händen zu halten. Wie jeder Leser weiß, erschafft eine bedruckte Seite ihren eigenen Leseraum, ihre eigene physische Landschaft, in der die Beschaffenheit des Papiers, die Farbe der Druckerschwärze, der Anblick des gesamten Ensembles in der Hand des Lesers von besonderer Bedeutung sind, um die Worte zum Klingen zu bringen und in einen umfassenderen Zusammenhang zu stellen. (Patricia Battin, Bibliothekarin an der Columbia-Universität und glühende Befürworterin des Mikrofilmverfahrens, bestritt diese These: „Der intellektuelle Wert unmittelbarer Nähe zwischen Buch und Nutzer, so schreibt sie, „ist nach wie vor nur unzureichend

bewiesen.“ Hier spricht eine Ignorantin, die nicht nur in intellektueller, sondern auch in jeglicher anderen Hinsicht völlig unsensibel ist für die Erfahrung des Lesens.)

Vor allen Dingen aber ist das Argument falsch, das der beschränkten Lebensdauer von Papier wegen nach elektronischer Reproduktion ruft. Jeder, der schon einmal mit einem Computer gearbeitet hat, weiß, wie leicht man einen Text verliert den man eben noch auf dem Bildschirm vor sich sah, wie schnell man einer fehlerhaften Diskette oder CD begegnet, wie es ist, wenn die Festplatte unwiderruflich abstürzt. Die Werkzeuge der elektronischen Medien sind keineswegs unsterblich: Die Lebensdauer einer Diskette beträgt etwa sieben Jahre, die einer CD ungefähr zehn. Im Jahr 1986 investierte die BBC rund zweieinhalb Millionen Pfund in die Erstellung einer computerbasierten multimedialen Version des *Domesday Book*, dem von normannischen Mönchen des elften Jahrhunderts aufgezeichneten Bericht über eine umfassende Volkszählung in England. Das elektronische *Domesday Book* war ehrgeiziger als sein Vorläufer: Es enthielt 250 000 Ortsnamen, 25000 Karten, 3000 Datensätze und 60 Minuten bewegte Bilder sowie Dutzende von Berichten, die „das Leben in Großbritannien“ in jenem Jahr (1986) dokumentierten. Mehr als eine halbe Million Menschen waren an dem Projekt beteiligt, dessen Ergebnisse auf Zwölf-Zoll-Laserdiscs gespeichert wurden; diese konnten nur auf einem speziell von der BBC entwickelten Mikrocomputer gelesen werden. Sechzehn Jahre später, im März 2002, unternahm man den Versuch, die Informationen auf einem der wenigen noch existierenden Rechner dieses Bautyps abzurufen. Der Versuch scheiterte. Man suchte nach anderen Möglichkeiten, die Daten zu retten, jedoch ohne Erfolg. „Es gibt derzeit keine wirklich gangbare technische Lösung für dieses Problem“, sagte Jeff Rothenberg von der Rand Corporation, einer der weltweit führenden Experten für die Sicherung von Daten, den man zu Hilfe gerufen hatte. „Aber wenn es uns nicht gelingt, dieses Problem zu lösen, laufen wir Gefahr, unsere in wachsendem Maße digitalisierten Archive zu verlieren.“ Im Gegensatz dazu ist das beinahe tausend Jahre alte originale *Domesday Book*, das mit Tinte auf Pa-

pier geschrieben wurde und im Public Record Office im Londoner Stadtteil Kew aufbewahrt wird, in sehr gutem Zustand und nach wie vor her vorragend lesbar.

Der Leiter des elektronischen Archivierungsprogramms bei der National Archives and Records Administration der Staaten gab im November 2004 zu, die Sicherung elektronischer Daten für das nächste Jahrzehnt, und erst recht für die Ewigkeit, stelle „eine weltweite Herausforderung“ dar, und das nicht nur für die größten Regierungen und die bedeutendsten Firmen, sondern auch für jeden Einzelnen. Da keine eindeutige Lösung in Sicht ist, raten Elektronikexperten, Nutzer sollten ihre Daten auf CDs sichern, aber selbst das ist nur eine kurzfristige Lösung. Die Lebensdauer von Daten, die mit Hilfe eines CD-Brenners auf einer CD gespeichert werden, beträgt unter Umständen nicht mehr als fünf Jahre. Im Grunde wissen wir nicht, wie lange es möglich sein wird, einen Text zu lesen, der im Jahr 2004 auf CD gebrannt wurde. Andererseits ist, auch wenn Säuregehalt und Brüchigkeit, Feuer und die legendären Bücherwürmer tatsächlich alte Codices und Schriftrollen gefährden, noch längst nicht alles, was auf Pergament oder Papier geschrieben oder gedruckt steht, zum vorzeitigen Untergang verurteilt. Vor einigen Jahren sah ich im archäologischen Museum von Neapel, zwischen zwei Glasplatten konserviert, die Asche eines Papyrus, den man aus den Ruinen von Pompeji gerettet hatte. Das Schriftstück war zweitausend Jahre alt; es war von den Feuern des Vesuvs verbrannt und unter einem Lavastrom begraben worden – und dennoch waren die Buchstaben erstaunlich klar zu erkennen und deutlich lesbar.

Trotzdem können und sollten Arten von Bibliotheken – die aus Papier und die elektronischen – nebeneinander existieren. Leider erhält die eine allzu oft den Vorzug zum Nachteil der anderen. Die neue Bibliothek von Alexandria, die im Oktober 2003 ihrer Bestimmung übergeben wurde, nannte als eins ihrer vorrangigen Projekte die Einrichtung einer parallelen virtuellen Bibliothek – des Alexandria Library Scholars Collective. Diese elektronische Bibliothek wurde initiiert von der amerikanischen Künstlerin Rhonda

Roland Shearer und verschlingt ein jährliches Budget von einer halben Million US-Dollar, eine Summe, die in der Zukunft vermutlich noch deutlich steigen wird. Diese beiden Institutionen, die eine wie die andere ein Versuch, die antike Bibliothek aus der Zeit des Kallimachos zu neuem Leben zu erwecken, stehen in einem paradoxen Verhältnis. Während die Regale der neuen Bibliothek aus Stein und Glas wegen fehlender finanzieller Ressourcen nahezu leer sind, sieht man einmal ab von einer spärlichen Sammlung von Paperbacks und anderswo aussortierten Büchern sowie Spenden internationaler Verlage, füllt sich die virtuelle Bibliothek mit Büchern aus aller Welt. Die meisten davon werden von einem Technikerteam der Carnegie-Mellon-Universität mit Hilfe einer von Shearer selbst entwickelten Software namens Cyber-Book Plus eingescannt, die verschiedenen Formaten und Sprachen Rechnung tragen kann und „die visuelle Seite gegenüber dem reinen Text eindeutig in den Vordergrund rückt“.

Das Alexandria Library Scholars Collective ist nicht die einzige solche Einrichtung, die mit gedruckten Bibliotheken wetteifern will. Im Jahr 2004 gab die am meisten genutzte Internet-Suchmaschine Google bekannt, dass man mit einigen weltführenden Forschungsbibliotheken – Harvard, Bodleian, Stanford und die New York Public Library – übereingekommen sei, Teile von deren Beständen einzuscannen und damit Wissenschaftlern verfügbar zu machen, die sie an ihren Arbeitsplätzen einsehen können, statt zu den Bibliotheken zu reisen oder sich durch Berge von bedrucktem Papier zu wühlen. Zwar hat Google aus finanziellen und organisatorischen Gründen das Projekt eingestellt, aber es ist sicher nur eine Frage der Zeit, bis es wieder aufkommt, da in diesem Falle die Nützlichkeit des Internets auf der Hand liegt. Schon in wenigen Jahren werden vermutlich Millionen von Seiten auf ihre Online-Leser warten. Wie seinerzeit beim Turm von Babel „wird ihnen nichts mehr verwehrt werden können von allem, was sie sich vorgenommen haben zu tun“, und bald werden wir mit einem einzigen Tastendruck die geisterhaften Bestände einer Vielzahl von Alexandrias heraufbeschwören können.

Der praktische Nutzen solcher Projekte liegt auf der

Hand, Vielfalt, Schnelligkeit, Verlässlichkeit, Verfügbarkeit sind unbestreitbare Vorteile für den Gelehrten. Und die Geburt einer neuen Technik muss nicht unbedingt den Tod der älteren bedeuten: Die Erfindung der Fotografie machte die Malerei nicht überflüssig, sie belebte sie sogar, und Buch und Bildschirm können sich gegenseitig ergänzen und in friedlicher Eintracht auf demselben Schreibtisch leben. Wenn man die virtuelle Bibliothek und die traditionelle auf bedrucktem Papier gegeneinander abwägt, sollte man einige Dinge im Auge behalten: Dass Lektüre oft Langsamkeit, Vertiefung und Kontext braucht; dass die elektronische Technik noch anfällig ist, sich schnell verändert und es oft unmöglich macht, Informationen abzurufen, die in nicht mehr gebräuchlichen Medien gespeichert sind; dass das Blättern in einem Buch oder das Suchen in einem Regal ein intimer Bestandteil des Handwerks des Lesens ist und sich nicht vollwertig durch das Abrufen von Bildschirmseiten ersetzen lässt, genauso wenig wie sich echtes Reisen durch Reiseberichte oder 3-D-Betrachter ersetzen lässt.

Vielleicht ist gerade das die Krux. Ein Buch zu lesen ist nicht das Gleiche, wie einen Text am Schirm zu lesen, egal welchen. Eine Aufführung im Theater ist nicht das Gleiche wie ein Kinobesuch, und ein Film im Kino ist nicht das Gleiche wie eine DVD oder Videokassette, ein Gemälde ist etwas anderes als eine Fotografie. Jede Technik bringt ein Medium hervor (wie Marshall McLuhan es 1964 sagte), das typisch für das Werk ist, das es beherbergt, und legt für dieses die besten Möglichkeiten von Zugang Aufbewahrung fest. Stücke lassen sich auf einer runden Bühne aufführen, die für die Projektion eines Films nicht geeignet wäre; eine DVD, die man im Wohnzimmer sieht, wirkt ganz anders als ein Film auf einer Leinwand; Fotos, gut gedruckt, können in einem Buch wirken wie das Original, aber keine Abbildung eines Gemäldes ist je das Gemälde selbst.

Baker schließt sein Buch mit vier nützlichen Empfehlungen ab: dass Bibliotheken verpflichtet sein sollten, Listen der Bücher zu veröffentlichen, die sie ausmustern wollen; dass alle Publikationen, die an die Library of Congress gehen und dort nicht ange-

nommen werden, katalogisiert und in Lagerhäusern aufbewahrt werden, für die der Staat aufkommt; dass Zeitungen grundsätzlich gebunden und aufbewahrt werden. Das Programm, Bücher auf Mikrofilm oder digitale Tonträger zu überführen, sollte entweder eingestellt werden, oder die Bibliotheken sollten verpflichtet werden, die Werke nach der Verarbeitung nicht wegzugeben. Die Aufbewahrung sowohl in elektronischer als auch in gedruckter Form erlaubt der Bibliothek immerhin, eins ihrer Ziele zu erreichen: das der Vollständigkeit.

Oder ihm doch wenigstens nahezukommen. Im neunzehnten Jahrhundert mahnte der amerikanische Gelehrte Oliver Wendell Holmes: „Jede Bibliothek sollte versuchen, auf einem Gebiet Vollständigkeit zu erlangen, und sei es nur die Geschichte der Stecknadel“, was an den französischen Gelehrten Gabriel Naudé zurückdenken lässt, der 1627 seine bescheidenen Ratschläge für die Einrichtung einer Bibliothek herausbrachte (einige Jahre später revidiert und erweitert) und die Ansprüche noch höher ansetzte. „Es gibt nichts“, schrieb er, „was eine Bibliothek mehr empfiehlt als wenn jedermann darin findet, wonach er sucht und was er nirgendwo sonst finden kann; der beste Leitspruch lautet also: Es gibt kein Buch, so schlecht oder schlecht besprochen es auch sein mag, das nicht an einem zukünftigen Tag ein bestimmter Leser suchen mag.“ Diese Empfehlungen sind eine Unmöglichkeit, denn jede Bibliothek muss notgedrungen unvollständig bleiben, eine ewige Baustelle, und jedes leere Brett verweist schon auf die Bücher, die kommen.

Und doch sind es gerade diese Lücken, derentwegen wir Wissen horten. Nach der Niederschlagung des Emi-Aufstands im Jahr 742 war die japanische Kaiserin Shotoku überzeugt, das Ende der Welt stehe unmittelbar bevor, und beschloss daher, späteren Generationen, die womöglich aus der Asche erstehen würden, ein Dokument ihrer Zeit zu hinterlassen. Mit Hilfe hölzerner Drucktafeln ließ sie vier sogenannte dharani-sutra (magische Worte der Weisheit, aus dem Sanskrit transkribiert ins Chinesische) auf Papierrollen drucken und in kleine hölzerne Stupas einschließen – Abbildern des Universums, bei denen

sich über der quadratischen Basis der Erde die aufsteigenden Kreise der Himmel erheben, verbunden durch den Stab des Buddha in der Mitte. Diese Stupas wurden anschließend auf die zehn größten buddhistischen Tempel des Reichs verteilt.

Die Kaiserin glaubte, auf diese Weise könne sie die Essenz des bis zu ihren Lebzeiten angesammelten Wissens für die Nachwelt bewahren. Zehn Jahrhunderte später, im Jahr 1751, wurde ihre Vision neu belebt durch Denis Diderot, den Mitherausgeber (der Zweite war Jean le Rond d'Alembert) des größten Buchprojekts der französischen Aufklärung, der *Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts, et des métiers*.

Merkwürdigerweise war der Mann, den man später als einen der schlimmsten Feinde der katholischen Kirche bezeichnen sollte (die *Encyclopédie* wurde von der Kirche auf den Index verbotener Bücher gesetzt und Diderot selbst die Exkommunikation angedroht), zu Beginn seiner Laufbahn ein frommer Jesuitenschüler. Diderot kam 1713 zur Welt, sechsundsiebzig Jahre vor dem Ausbruch der Französischen Revolution. Nachdem er als Kind die Jesuitenschule in Langres absolviert hatte, war er mit Anfang zwanzig erfüllt von einer glühenden, inbrünstigen Frömmigkeit. Er verschmähte alle Annehmlichkeiten im elterlichen Haus (sein Vater war ein wohlhabender, international bekannter Messerschmiedemeister), kleidete sich in ein Büsserhemd und schlief auf Stroh und beschloss schließlich, gedrängt von seinen religiösen Lehrern, von zu Hause wegzulaufen und in ein Kloster einzutreten. Als sein Vater von diesem Plan erfuhr, verriegelte er die Tür und fragte seinen Sohn, wohin er mitten in der Nacht wolle. „Nach Paris zu den Jesuiten“, antwortete Diderot. „Ich werde mich deinem Wunsch beugen“ sagte sein Vater, „aber nicht in dieser Nacht.“

Diderot senior hielt sein Versprechen nur zum Teil. Zur Vervollständigung seiner Ausbildung schickte er den Sohn nach Paris, wo er jedoch nicht das jesuitische Collège Louis le-Grand besuchte, sondern zunächst das von den Jansenisten (Anhängern einer strengen religiösen Bewegung, deren Ziele in vielerlei Hinsicht denen der Calvinisten glichen) begründete

Collège d'Harcourt und anschließend die Pariser Universität. Diderots Plan, in Theologie zu promovieren, wurde niemals Wirklichkeit. Stattdessen studierte er ohne klares Ziel Mathematik, klassische Literatur und Fremdsprachen, bis sein Vater ihm, beunruhigt von der Aussicht, er könne ihm als ewiger Student für unabsehbare Zeit auf der Tasche liegen, jegliche finanzielle Unterstützung versagte und den jungen Mann nach Hause zurückbeordnete. Diderot widersetzte sich und blieb in Paris, wo er in der Folgezeit seinen Lebensunterhalt als Journalist und Lehrer bestritt.

Als Diderot und D'Alembert sich kennenlernten, war Diderot gerade dreißig geworden. D'Alembert war vier Jahre jünger, hatte sich aber bereits auf dem Gebiet der Mathematik ausgezeichnet. Er besaß (so ein Zeitgenosse), einen „klaren, profunden und gediegenen Verstand“, der Diderot sehr imponierte. Als Findelkind, das im Säuglingsalter auf der Treppe einer Pariser Kirche ausgesetzt worden war, hatte D'Alembert nur wenig Sinn für gesellschaftliches Ansehen; seiner Meinung nach sollte der Leitspruch eines jeden gebildeten Menschen „Freiheit, Wahrheit und Armut“ lauten, wobei es in seinem Falle keiner großen Anstrengungen bedurfte, letztere Forderung zu erfüllen.

1782, rund fünfzehn Jahre vor ihrer Begegnung, hatte der schottische Gelehrte Ephraim Chambers eine umfassende *Cyclopedia* veröffentlicht (die erste in englischer Sprache, nicht zu verwechseln mit dem heutigen *Chambers Dictionary*), die verschiedene Werke gleicher Art inspirierte, unter anderem Dr. Johnsons Wörterbuch. Zu Beginn des Jahres 1745 beauftragte der französische Buchhändler André-François Le Breton, der vergeblich nach einer französischen Übersetzung der *Cyclopedia* gesucht hatte, zunächst D'Alembert, später auch Diderot mit der Herausgabe eines ähnlichen, wenn auch deutlich umfangreicheren Werks. Diderot argumentierte, da sich die *Cyclopedia* zu einem beträchtlichen Teil französischer Quellen bedient habe, sei eine Rückübersetzung des Werks in die Originalsprache ein sinnloses Unterfangen; lieber solle man neues Material sammeln und den Lesern damit einen umfassenden und aktuellen Einblick in die Errungenschaften von Kunst und Wis-

senschaft der jüngsten Vergangenheit ermöglichen.

In einer Art Selbstbespiegelung definiert Diderot sein achtundzwanzigbändiges Großprojekt (siebzehn Textbände und elf mit Illustrationen) in einem Artikel zum Stichwort „Encyclopédie“ in ebendieser *Encyclopédie*. Dort schreibt er: „Das Ziel der *Encyclopédie* ist es, die über den ganzen Erdball verstreuten Kenntnisse zu sammeln und das allgemeine System dieser Kenntnisse den nach uns kommenden Menschen zu überliefern, damit die Arbeit der vergangenen Jahrhunderte nicht ohne Nutzen für die Nachwelt bleibt... Möge die *Encyclopédie* ein Zufluchtsort werden, wo menschliches Wissen sicher ist vor Zeit und Wandel.“ Die Vorstellung von der Enzyklopädie als Zufluchtsort ist reizvoll. Im Jahr 1783, elf Jahre nach dem Abschluss von Diderots ehrgeizigem Projekt, machte der Schriftsteller Guillaume Grivel diesen Zufluchtsort zum Grundstein einer neuen Gesellschaftsordnung, die sich, genau wie es die japanische Kaiserin vorhergesehen hatte, aus den eigenen Trümmern neu erschaffen musste. Im ersten Band eines Romans über die Abenteuer einer Gruppe neuer Robinsons, die auf einer unbekanntem Insel Schiffbruch erleiden, beschreibt Grivel, wie die neuen Kolonisten mehrere Bände von Diderots *Encyclopédie* aus dem Wrack ihres Schiffes retten und versuchen, auf der Grundlage dieser gelehrten Artikel die Gesellschaft zu rekonstruieren, die sie unfreiwillig zurückgelassen hatten.

Die *Encyclopédie* war auch konzipiert als Archiv und interaktive Bibliothek. In dem Prospekt, der das Großprojekt ankündigte, versprach Diderot, es werde „alle Zwecke einer Bibliothek für den studierten Menschen erfüllen, zu jeder Disziplin außer der eigenen.“ Seinen Entschluss, diese umfassende „Bibliothek“ alphabetisch zu ordnen, verteidigte Diderot mit dem Argument, diese Systematik werde die Verbindungslinien zwischen den verschiedenen Sachgebieten nicht durchtrennen und dem „Baum der Erkenntnis“ keinen Schaden zufügen; im Gegenteil: Das System werde sichtbar durch „die Anordnung der Materialien in den einzelnen Artikeln und durch die Exaktheit und Genauigkeit von Querverweisen.“ Ziel dieser Querverweise war es, die verschiedenen Artikel nicht als unabhängige Texte zu präsentieren, die jeweils ein

Wissensgebiet exklusiv abdeckten, sondern als ein Geflecht von Themen, die in vielen Fällen „auf demselben Regal“ zu stehen kämen. In seiner Vorstellung war diese „Bibliothek“ also ein Ort, an dem verschiedene „Bücher“ den gleichen Raum einnahmen. Die Ausführungen zum Thema CALVINISMUS, die, für sich genommen, das Auge der kirchlichen Zensur auf sich gelenkt hätten, finden sich unter dem Stichwort GENF; eine kritische Position zu den kirchlichen Sakramenten entdeckt man in Querverweisen wie „MENSCHENFRESSEREI: siehe EUCHARISTIE, KOMMUNION, ALTAR, etc.“ Bisweilen übte er durch das Zitieren ausländischer Stimmen (eines chinesischen Gelehrten, eines Türken) Kritik an den Lehren der Kirche und nutzte die Zitate zugleich, um andere Kulturen oder Philosophien mit einzubeziehen; manchmal nahm er ein Wort im umfassendsten Sinne und beschrieb, in einer gewagten Assoziation, unter dem Stichwort ANBETUNG sowohl die Verehrung Gottes als auch die einer schönen Frau.

Der erste Band der *Encyclopédie* fand trotz des hohen Preises reißenden Absatz. Als 1752 der zweite Band auf den Markt kam, waren die Jesuiten erzürnt über den nach ihren Begriffen gotteslästerlichen Inhalt, dass sie Ludwig XV. dazu brachten, ein königliches Verbot zu erlassen. Da eine der Töchter des Herrschers lebensgefährlich erkrankt war, überzeugte ihn sein Beichtvater, dass „Gott sie retten könne, wenn der König, als Zeichen seiner Frömmigkeit, das Erscheinen der *Encyclopédie* unterbinde“. Ludwig folgte diesem Rat, doch im darauffolgenden Jahr erschien die *Encyclopédie* wieder. Dies geschah dank der Bemühungen des aufgeklärten Lamoignon de Malesherbes, des königlichen Direktors für das Druckwesen (einer Art Kommunikationsminister), der Diderot sogar vorgeschlagen hatte, er solle die Manuskripte späterer Bände in seinem eigenem Haus verbergen, bis Gras über die Sache gewachsen sei.

Obwohl Diderot in seiner Beschreibung nicht ausdrücklich davon spricht, ist die Vorstellung, dass Wissen physischen Raum beansprucht, in seinen Worten präsent. Verstreutes Wissen sammeln, das heißt für Diderot, dieses Wissen auf einer Seite verankern und diese zwischen den Deckeln eines Buches und das

Buch auf den Regalen einer Bibliothek. Eine Enzyklopädie kann, unter anderem, eine platzsparende Angelegenheit sein, da eine Bibliothek, die zahllose Bände umfasst, immer mehr Raum beansprucht und geradezu alpträumhafte Dimensionen annehmen kann. Die Legende berichtet, dass Sarah Winchester, die Witwe des berühmten Büchsenmachers, dessen Flinte „den Westen eroberte“, von einem Medium die Auskunft erhielt, solange die Bauarbeiten an ihrem Haus in Kalifornien nicht abgeschlossen seien, würden die Geister der Indianer, die durch die Waffe ihres Mannes ums Leben gekommen seien, sie in Frieden lassen. Das Haus wuchs und wuchs, wie ein Alpträumgebilde, bis seine einhundertsechzig Zimmer schließlich eine Grundfläche von fast zweieinhalb Hektar einnahmen; dieses Ungetüm ist im Herzen von Silicon Valley noch immer zu besichtigen. Jede Bibliothek leidet unter diesem Drang auszuufern, um unsere literarischen Gespenster in Schach zu halten, „die uralten Toten, die aus den Büchern zu uns sprechen“ (wie Seneca es im ersten Jahrhundert n. Chr. ausdrückte), sich zu verzweigen und immer weiter aufzublähen, bis sie an einem unvorstellbaren letzten Tag alle jemals geschriebenen Bücher zu jedem nur denkbaren Thema enthält.

An einem warmen Nachmittag im späten neunzehnten Jahrhundert trafen sich zwei Büroangestellte mittleren Alters auf einer Bank auf dem Boulevard Bourdon in Paris und schlossen sofort innige Freundschaft. Bouvard und Pécuchet (so die Namen, die Gustave Flaubert seinen beiden komischen Helden gab) entdeckten durch ihre Freundschaft eine gemeinsame Leidenschaft: das Streben nach universellem Wissen. Um dieses ehrgeizige Ziel zu erreichen, neben dem sich Diderots Leistung liebenswert bescheiden ausmacht, versuchten sie alles zu lesen, was sie nur finden konnten, zu jedem Zweig des menschlichen Wissens, und aus ihrer Lektüre die wichtigsten Fakten und Ideen herauszufiltern – ein Vorhaben, das natürlich endlos war. Und so erscheint es passend, dass Bouvard und Pécuchet ein Jahr nach Flauberts Tod im Jahre 1880 unvollendet veröffentlicht wurde, jedoch erst nachdem sich die beiden wackeren Forscher durch zahllose gelehrte Bibliotheken zu Themen wie Landwirtschaft, Lite-

ratur, Tierhaltung, Medizin, Archäologie und Politik hindurchgekämpft hatten, stets mit enttäuschenden Ergebnissen. Flauberts komische Antihelden entdeckten genau das, was wir längst wissen, aber niemals glauben wollen: dass die Anhäufung von Wissen nämlich nichts mit Wissen zu tun hat.

Mittlerweile ist Bouvards und Pécuchets Traum beinahe Wirklichkeit geworden, wenn uns scheinbar alles Wissen der Welt zur Verfügung steht, sirenengleich lockend auf dem flimmernden Bildschirm. Jorge Luis Borges, der einmal die unendliche Bibliothek aller möglichen Bücher beschrieb, erschuf auch einen an Bouvard und Pécuchet erinnernden Charakter, der versucht, eine Universalenzyklopädie zusammenzutragen, die so vollständig ist, dass sie die gesamte Welt erfasst. Am Ende scheitert er, genau wie seine französischen Vorläufer, aber nicht vollständig. An dem Abend, an dem er sein ehrgeiziges Projekt aufgibt, mietet er eine Droschke und fährt durch die Stadt. Er erblickt Ziegelmauern, einfache Leute, Häuser, einen Fluss, einen Marktplatz und hat das unbestimmte Gefühl, all diese Dinge seien sein Werk. Er erkennt, dass sein Projekt nicht unmöglich war, sondern allenfalls überflüssig. Die Weltenzyklopädie, die Universalbibliothek, existiert und ist nichts anderes als die Welt selbst.

Peter von Matt, „Die Wissenschaften und die Zeit: Über die Paradoxie der Bibliotheken“, in: ders., *Das Wilde und die Ordnung: Zur deutschen Literatur, München (Hanser) 2007, S. 263–274.*

Eine Bibliothek ist mehr als die Summe ihrer Bücher. Das sagt sich leicht. Doch worin genau besteht dieser Mehrwert? Ist es der sentimentale Überschuß, der sich in der Erinnerung der Benützer herstellt? Gerade weil der Gebrauch einer Bibliothek so sachlich und zielgerichtet ist, kann das eigentümliche Gemisch von optischen, akustischen, taktilen und olfaktorischen Impulsen, das zu ihren Räumen gehört, alles dort Gelesene und Gelernte in unserer Erinnerung überdauern. Gibt es ein dröhnenderes Schweigen als in einem akademischen Lesesaal? Und wo erfährt man wie hier, daß der Mensch auch bei größter Selbstbeherrschung immer noch ein hörbares Wesen bleibt? Die unverwechselbare Atmosphäre jeder Bibliothek hängt nicht zuletzt mit jener geschärften Wahrnehmung zusammen, die sich überall einstellt, wo das Hervorbringen sinnlich wahrnehmbarer Impulse nicht gestattet ist.

Daß eine Bibliothek mehr ist als die Summe ihrer Bücher, wäre also durchaus schon aus der Tatsache herzuleiten, daß man die Lesesäle seiner Studienjahre so wenig vergessen kann wie die Christbäume seiner Kindheit. Aus einer streng wissenschaftlichen Perspektive dürfte das belanglos sein, es ist indes ein Indiz für die vielen Schichten von Bedeutung, die der Institution Bibliothek zukommen. Es ist nicht Irrationalismus, wenn man der Bibliothek ganz grundsätzlich eine auratische Hülle zuschreibt. Diese formt sich von Fall zu Fall anders aus und verleiht der einzelnen Einrichtung das einmalige Gesicht.

Mit der Entwicklung eines bildungsbewußten Bürgertums entstanden neben den großen Bibliotheken der Fürsten, Klöster und Universitäten die privaten Bibliotheken einzelner Männer und Frauen. Und in der bürgerlichen Literatur, in ihren Romanen und Erzählungen, ergab sich daraus ein interessantes kleines Motiv, das einmal eine gründlichere Untersuchung verdienen würde. Ich meine die Charakterisierung einer Romanfigur durch die Beschreibung und Betrachtung ihrer gesammelten Bücher. Das verläuft meistens so, daß sich jemand in Abwesenheit der betreffenden Person auf diese Weise ein Bild von ihr macht. Es ist eine eigentümliche Art, sich dem innern Leben eines andern Menschen zu nähern. Im Alltag sind solche Beobachtungen meist von begrenztem Aussagewert. Bücher können ja aus sehr unter-

schiedlichen, auch zufälligen Gründen ins Gestell geraten, und aus jedem Titel auf das Seelenleben seines Besitzers zu schließen, wäre mehr als fahrlässig. Das literarische Werk aber ist ein System, in dem es keinen Zufall gibt. Wenn in einem Roman ein anderer Roman auf dem Bücherbrett des Helden steht, hat das seine Notwendigkeit und seinen Sinn. Der Erzähler teilt mir damit etwas mit über die Figur, vielleicht auch über sich selbst und sein Werk. Diese Mitteilung zu eruieren, kann eine exquisite hermeneutische Aufgabe darstellen. Ein glänzendes Beispiel findet sich bei Max Frisch, im Roman *Stiller*, an dessen erstes Erscheinen vor 50 Jahren kürzlich vielfach erinnert wurde, unter anderem mit einer schönen Ausstellung in der ETH.

Der Bildhauer Stiller hat sich aus der Schweiz und aus seiner schwierigen Ehe nach Amerika abgesetzt. Nach sechs Jahren kehrt er zurück, erklärt aber, er sei nicht jener Stiller, als den ihn alle sogleich wieder erkennen. Er sitzt wegen einer Bagatelle im Gefängnis, und die Gerichte müssen seine Identität abklären. Dazu gehört auch ein offizieller Augenschein im ehemaligen Atelier des Bildhauers. Dort steht noch dessen kleine Bibliothek. Der erzählerische Witz liegt nun darin, daß Stiller selbst den Besuch im Atelier schildert, aber als der Mann der nicht Stiller sei; daß er also seine eigene Bibliothek als die eines andern beschreibt. Dabei prüft er, ob sich die Person jenes Mannes, der er selbst ist, aber nicht sein will, aus der Summe seiner Bücher ablesen lasse.

„Eine Bibliothek kann man es wohl nicht nennen, was der Verschollene hinterlassen hat; neben einem Platon-Bändchen und ein bißchen Hegel stehen Namen, die heute schon kein Antiquar mehr kennt, Brecht steht neben Hamsun, dann Gorki, Nietzsche, sehr viel Reclam-Bändchen auch mit Operntexten, Graf Keyserling steht auch noch da, allerdings mit dem schwarzen Stempel einer öffentlichen Bibliothek, dann allerlei Kunstbücher, vor allem moderne, eine Anthologie schweizerischer Lyrik, Mein Kampf steht neben André Gide, auf der andern Seite gestützt von einem Weißbuch über den Spanischen Bürgerkrieg, allenthalben Inselbändchen, eigentlich keine einzige Gesamtausgabe, Vereinzelt wie Westöstlicher Diwan und Faust und Gespräche mit Eckermann, Don

Quixote de la Mancha, Zauberberg als das einzige von Thomas Mann, Ilias, Göttliche Komödie, Erich Kästner, Mozarts Reise nach Prag, auch die Gedichte von Mörike, Till Ulenspiegel, dann wieder Marcel Proust, aber auch nicht die ganze Recherche, Huttens letzte Tage, von Gottfried Keller nur die Tagebücher und Briefe, ein Buch von C.G. Jung, die Schwarze Spinne, etwas von Arp und plötzlich das Traumspiel von Strindberg, etwas früher Hesse auch, Tschchow, Pirandello, alles in deutscher Übersetzung, von Lawrence die kleine Novelle aus Mexiko: Die Frau, die davonritt; ziemlich viel von einem Schweizer namens Albin Zollinger, von Dostojewski lediglich die Aufzeichnungen aus einem Totenhaus, die ersten Gedichte von Garcia Lorca auf Spanisch, kleine Prosa von Claudel und Das Kapital, letzteres von Hölderlin gestützt, ein paar Kriminal-Romane, Lichtenberg, Tagore, Ringelnatz, Schopenhauer ebenfalls mit dem schwarzen Stempel einer öffentlichen Bibliothek, Hemingway (Stierkampf-Buch) steht neben Trakl, dann Garben von mürben Zeitschriften, ein spanisch-deutsches Wörterbuch mit sehr vergriffenem Einband, das Kommunistische Manifest, ein Buch über Gandhi und so weiter!“

Das alles ist grammatisch ein einziger Satz. Die syntaktische Struktur betont also eine Einheit, die dem disparaten Inhalt widerspricht. Der gleich anschließende Satz insistiert auf der Unmöglichkeit, ein solches Sammelsurium physiognomisch zu deuten:

„Jedenfalls dürfte es schwerfallen, daraus einen geistigen Steckbrief zu machen, zumal niemand weiß, was der Verschollene hiervon gelesen, was von dem Gelesenen er verstanden oder einfach nicht verstanden oder auf eine für ihn fruchtbare Weise mißverstanden hat [...]“

Wir stehen also vor dem Paradox, daß über eine Seite hin etwas aufgelistet wird, was anschließend als sinnlos gelten soll. Gegen die Meinung der Romanfigur beginnen wir daher, über die kleine Bibliothek nachzudenken, und entdecken bald, daß das Disparate System hat. Eine merkwürdige Spannung herrscht da zwischen klassischen Werken und der experimentellen Moderne einerseits, zwischen Lite-

ratur und Politik andererseits und innerhalb des Politischen wieder zwischen radikal linken und radikal rechten Zeugnissen. Wie kalkuliert das scheinbar Zufällige ist, zeigt sich auch an den ironischen Untertönen, etwa wenn Karl Marx „von Hölderlin gestützt“ wird oder Hitlers Mein Kampf neben einem Weißbuch über den Spanischen Bürgerkrieg steht. Auch verrät sich der Erzähler, wenn er mitten in seiner Aufzählung sagt: „und plötzlich das Traumspiel von Strindberg“. Dieses „und plötzlich“ ist völlig sinnlos, außer es setzt den Akzent auf etwas unerwartet Wichtiges. Und wichtig ist es denn auch; Strindberg war ein Modell für Frischs eigenen Durchbruch in die Moderne. Einen ähnlichen Signalcharakter hat die Erwähnung von Albin Zollinger, aber auch von D. H. Lawrences Novelle: „The Woman Who Rode Away“, der Geschichte einer weiblichen Stiller-Figur – eine Vorläufer-Erzählung zum Roman. Stillers Bibliothek entzieht sich also genau wie Stiller selbst den landläufigen Methoden einer Identitätsbestimmung und ermöglicht diese doch wieder bei einem subtileren Vorgehen. Das Unzentrierte seiner Existenz, seine hilflose Radikalität – für ein scharfes Leserauge wird hier alles sichtbar.

Ein entsprechendes Beispiel aus dem vormodernen Erzählen finden wir in der Rahmengeschichte von Gottfried Kellers Novellensammlung „Das Singedicht“, im sechsten Kapitel, wo der spätere Liebhaber der schönen Lucie deren Büchersammlung studiert. Das müßte hier umständlich erläutert werden; es fehlt dazu die Zeit; der Hinweis soll genügen. Ohnehin sollte nur die Komplexität veranschaulicht werden, welche die Aura einer Bibliothek noch in der kleinsten und privatesten Gestalt gewinnen kann. Sie nähert sich dann der Aura einer lebendigen Person, und damit dürfte es zusammenhängen, daß Bibliotheken oft selber Namen tragen wie Personen und von Personen: die Bodleyana, die Laurenziana, die Bodmeriana... Die Gründer bleiben in dieser Namensgebung anwesend. Eines der erlauchtesten Beispiele aus dem deutschen Sprachraum ist die Herzog-August-Bibliothek zu Wolfenbüttel, eines der jüngsten Beispiele im Umkreis der ETH ist die Bibliothek Werner Oechslin.

Auch diese Namengebung ist nur eine scheinbare Nebensächlichkeit. Sie hat bedeutende Hintergründe. In der Taufe nach dem Stifter spiegelt sich nämlich eines der wichtigsten und ältesten Phänomene der Bibliotheksgeschichte überhaupt: die Öffnung privater Sammlungen für das breite Lesepublikum. Dieser Akt, der seit der Antike bekannt ist, schlägt die Brücke von der Liebhaberei passionierter Bücherfreunde zur wissenschaftlichen Institution. Alle Kultur lebt aus der Spannung zwischen dem Privaten und dem Öffentlichen. Von den kleinen Sammlungen, eben etwa den verstaubten Bücherbrettern des Bildhauers Stiller, führt ein einziger imaginärer Weg bis hin zu den schweigenden Gängen und leise knisternden Lesesälen der weltbekannten Bibliotheken, aus denen sich die Wissenschaften nähren. Und wenn eines Tages der gesamte Bestand dieser Bibliotheken für jedermann über das Internet zugänglich sein sollte, ist dieser Weg damit nicht etwa abgebrochen, sondern nur um ein aufregendes Stück verlängert. Werner Oechslin könnte vielleicht erzählen, welche vier, fünf Bücher einst als sein erster kleiner Schatz auf einem Brett in Einsiedeln standen. Auch der gewaltigen Library of Congress in Washington liegt eine Privatbibliothek zu Grunde, jene von Thomas Jefferson, dem dritten Präsidenten der USA. Sie bestand allerdings aus mehr als einem Bücherbrett, nämlich aus 6487 Bänden.

Ein frühes und prachtvolles Beispiel für die mäzenatische Öffnung einer privaten Sammlung gibt der Römer Lucullus ab. Wir kennen ihn meistens nur noch als großen Feinschmecker. Er war aber auch ein Warlord und Heerführer, vom Glück gesegnet noch in den riskantesten Schlächtereien am Rande des Weltreichs. Die immensen Schätze, die er heimbrachte, verwendete er für ein persönliches Genußsystem, wie es selbst in Rom noch nie gesehen worden war. Plutarch hat es detailliert geschildert, nicht ohne scharfe Worte über so gigantischen Luxus. Sein Zorn löst sich jedoch auf, sobald er auf die lukullische Bibliothek zu sprechen kommt. Er schreibt: „Die Einrichtung seiner Bibliothek verdient hingegen Lob und Ruhm, denn er sammelte kostbare Manuskripte in großer Zahl, und der Gebrauch, dem er sie zuführte, war noch großartiger als der Erwerb. Seine Bibliothek

blieb nämlich immer offen, die Gänge und Lesesäle frei zugänglich für alle Griechen, welche denn auch entzückt von ihren übrigen Beschäftigungen abließen und dorthin eilten wie zum Wohnsitz der Musen. Da wandelten sie dann auf und ab und unterhielten sich miteinander. Er selbst verbrachte dort viele seiner Stunden, disputierte auf den Wandelgängen mit den Gelehrten und gab Ratschläge an die Politiker, die darum nachsuchten. So wurde sein Haus ein eigentliches Heim und etwas wie ein griechisches Prytaneum für jene, die Rom besuchten. Er war allen Arten der Philosophie zugetan und erwies sich durchweg als belesener Kenner.“

Daß Lucullus sein Haus vor allem den Griechen öffnete, hängt damit zusammen, daß die philosophisch-wissenschaftlichen Texte von Rang eben griechisch waren, was die vielen griechischen Intellektuellen in Rom anziehen mußte. Plutarch stellt das als ganz selbstverständlich hin. Die Römer machten ja den Griechen gegenüber keinen Anspruch auf die Leitkultur. Ihnen genügte die politische Herrschaft, die geistige überließen sie Athen. Lucullus aber, dem wir bekanntlich auch die Kirschen verdanken, unseren alljährlichen Sommergenuß, er verdient es, daß wir seiner nicht nur um dieser Früchte willen gedenken, sondern auch als eines Prototyps der Bibliothekskultur und der Wissenschaftsförderung durch privates Kapital. Wir sollten nur nicht genauer nachfragen, wo er sein Geld her hatte. Auch dieses Problem gibt es ja heute noch. Bertolt Brecht hat über ihn ein Hörspiel geschrieben, „Das Verhör des Lukullus“. Da werden ihm zwar die Kirschen als Verdienst angerechnet, wegen seiner blutigen Kriegszüge muß er aber dann doch in die Hölle fahren. Von der Bibliothek sagt Brecht nichts. Seine Kapitalismus- und Militarismuskritik wäre ihm sonst vielleicht nicht so sauber aufgegangen.

Erst dreißig Jahre nach Lucullus Tod wurde in Rom die erste staatliche Bibliothek gegründet, durch keinen Geringern als den Kaiser Augustus, die Bibliotheca Apollinis Palatini auf dem Palatin, angrenzend an den Apollo-Tempel – wie sich Bibliotheksgründungen überhaupt stets gern an einen Tempel anschlossen. Ursprünglich fielen ja Tempel und Bibliothek über-

haupt zusammen. Die kulturgeschichtlich ältesten Sammlungen schriftlicher Zeugnisse waren die in Tempeln gelagerten altbabylonischen Tontäfelchen. Daß die Zürcher Zentralbibliothek sich an die Predigerkirche schmiegt, gehört also in eine erlauchte Tradition. Der Weg vom Mythos zum Logos, vom Glauben zur Wissenschaft, kann offenbar von den beiden Systemen der Welterklärung durchaus in nachbarschaftlicher Brüderlichkeit zurückgelegt werden. Das beweist auch die monumentale Bibliothekskultur der mittelalterlichen und barocken Klöster.

Ovid, der Zeitgenosse, sagt von der Bibliothek des Kaisers Augustus auf dem Palatin, dort liege für die Leser alles bereit, was der gelehrte Geist der alten und modernen Autoren je hervorgebracht habe. Alles. Diese Kategorie ist wichtig. Der Wille zur Totalität steckt nämlich als geheimer Wahn, als eine Art angeborener Besessenheit im Wesen der Bibliothek. Der legendären Bibliothek von Alexandria spricht man auch heute noch die Totalität des antiken Wissens und Dichtens zu; sie hält sich deswegen in unserer Erinnerung. Es ist eben verlockend, eine im Grunde mythische Vorstellung als verwirklicht zu denken. Und wenn berichtet wird, daß von dieser Bibliothek von Alexandria ein einziger originaler Papyrus erhalten geblieben sei, zeugt auch dieses Gerücht von der Magie, welche das Phantasiebild eines absoluten Ganzen und seiner ebenso totalen Vernichtung auf uns ausübt. Deshalb sind auch die Berichte über den Untergang der Bibliothek von Alexandria so zahlreich, so abenteuerlich und so widersprüchlich, daß die historischen Fakten dahinter überhaupt nicht mehr erkennbar sind.

Es war, wer wüßte es nicht, Jorge Luis Borges, der in seiner Erzählung „Die Bibliothek von Babel“ den mythischen Wunschtraum der Menschheit von der totalen Bibliothek sowohl beim Wort genommen als auch ad absurdum geführt hat. Borges beschreibt eine Bibliothek, die sämtliche möglichen Kombinationen der Buchstaben des Alphabets enthält. Die kaum zehn Seiten lange Story wurde zu einem Jahrhunderttext. 1941 geschrieben, am unmittelbaren Beginn des Computerzeitalters also, von dem Borges noch nichts wissen konnte, beschwor sie eine Vision, die wenige Jahrzehnte später durch die technologische Entwicklung in ungeahnte Nähen der Ver-

wirklichung geführt werden sollte. Die Menschheit träumt ja in der Literatur, was sie eines Tages in der Praxis vollzieht. Auch wenn die absolute Totalität alles Geschriebenen ein Phantom bleibt, wirkt sich der Stachel, der hinter dem Gedanken steckt – der Trieb nämlich, die Allwissenheit der Götter zu gewinnen – in der Zivilisationsgeschichte des 21. Jahrhunderts auf atemberaubende Weise aus. Der Prothesengott, als welchen Sigmund Freud den Menschen charakterisiert hat, weil er sich mittels angeschnallter und zugeschalteter Apparate einer Eigenschaften der Götter nach der andern zu bemächtigen wisse, dieser Prothesengott ist heute auf dem Weg, sich die Bibliothek von Alexandria des 21. Jahrhunderts auf den privaten Bildschirm zu holen.

Auch im Bereich der Bibliothekskultur zeigen sich Analogien zwischen der ersten globalisierten Welt, dem römischen Reich, und der zweiten, der unsrigen. Diese Analogien sind vielfältiger und hintergründiger als etwa die geläufigen Vorwürfe an die USA, sie versuchten, den römischen Imperialismus aufzuwärmen. Nichts falle dem Menschen schwerer als der Verzicht auf eine einmal erlebte Lust, sagt Sigmund Freud. Nichts fällt der Menschheit schwerer, können wir ergänzen, als auf einmal erlebte Triumphe zu verzichten. Zu diesen Triumphen gehört die Stiftung einer Bibliothek durch den politisch Mächtigen. Wir erleben da in unserer Zeit eine erstaunliche Wiederkehr des Gleichen. Alle römischen Kaiser nach Augustus gründeten eine Bibliothek. Heute tun dies alle amerikanischen Präsidenten und gelegentlich auch ein französischer. Was die alten wie die neuen Cäsaren bewegt, ist aber nicht einfach ihre Eitelkeit. Das Phänomen gründet tiefer, es gründet in der geheimen Kränkung der Macht durch den Geist. Das Wort ist dauerhafter als Stein und Eisen. Der brüchige Papyrus und das vergängliche Papier, dessen Herstellung die Araber einst ihren chinesischen Kriegsgefangenen abguckten, ermöglichten einen Triumph des Geistes über die Zeit, der jeden Machthaber auf dem Gipfel seines Ruhms nervös machen muß. Heute bin ich der Größte, aber was ist morgen? Die in Erz gegossenen Denkmäler stürzen eines Tages unter dem Gelächter des Volkes. Wie oft haben wir das in den letzten Jahrzehnten nicht erlebt! Nur das Wort ist von

Dauer, obwohl es doch das flüchtigste Ereignis überhaupt ist. Deshalb versuchen die Mächtigen, auf das Trittbrett des unsterblichen Wortes aufzuspringen, und gründen eine Bibliothek.

Die Bibliothek und die Zeit. Hier liegen viele Hunde begraben und mancher Hase im Pfeffer. Bibliotheken sind Einrichtungen in der Zeit, gegen die Zeit und für die Zeit. Das Paradox ist konstitutiv. Gegen die Zeit operiert die Bibliothek in den Anstrengungen der Bewahrung. Hier will sie bremsen, zum Stillstand bringen, alle Vergänglichkeit in eine ruhende Gegenwart übersetzen. Für die Zeit operiert die Bibliothek als Triebwerk der Wissenschaft. Hier will sie beschleunigen, das Tempo der Forschung steigern. Sie sammelt das Wissen, um der Wissenschaft zu ermöglichen, es so rasch wie möglich wieder zu überwinden. In diesem Sinne arbeitet die Bibliothek auch gegen sich selbst. Das gehört zu ihrem Paradox. Sie will mit allen Kräften bewahren, was sie selbst mit allen Kräften um seine Geltung zu bringen hilft. Die Erkenntnisse der Wissenschaften kumulieren sich ja nicht wie eine rollende Schneekugel, sondern sie lösen einander ab. Jede neue Einsicht schlägt eine alte tot. Der Friedhof der wissenschaftlichen Wahrheiten ist ungeheuer. Seit Thomas S. Kuhn die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen untersucht hat, ist an diesem Prozeß des Wahrheitsgewinns durch Wahrheitsvernichtung vieles deutlicher geworden, wenn auch seine Konsequenzen etwa für den Gesamtprozeß der Zivilisation noch keineswegs wirklich durchdacht und in Hinblick auf die politische Praxis in Rechnung gestellt worden sind. Noch immer ist die Vorstellung vom Prozeß der Zivilisation als einer linearen Entwicklung, die in Parallele zu einer ebenso linearen und kumulativen Entwicklung der Wissenschaften verlaufe, weit verbreitet. Ein allgemein akzeptiertes Gegenmodell existiert nicht. Die Wissenschaften selbst, die im Vollzug ihrer Forschung stecken, müssen das gar nicht wissen und brauchen sich darum auch nicht zu kümmern. Sie gehen vom Forschungsstand aus und haben diesen zu überwinden, auf daß er selber wieder überwunden werde.

Für die Bibliotheken aber ist das Verhältnis der Wissenschaften zur Zeit ein abgründiges Problem. Im

Vollzug ihrer Forschung sind die Wissenschaften auf die Zukunft ausgerichtet wie die Rennläufer auf die Zielgerade. Sie brauchen, ja sie verbrauchen die Bibliotheken in der oft unmenschlichen Geschwindigkeit der Forschungsprozesse. Daß sie selbst eine Vergangenheit haben, beschäftigt die Wissenschaften in der Regel so wenig wie den Rennläufer auf der Zielgeraden seine eigene ferne Kindheit. Das spart man sich auf für besinnliche Momente und Feierstunden; es ist ein sympathischer Luxus. Für die Bibliothek aber, die den Wissenschaften immerzu den Brennstoff der Informationen über den Forschungsstand, über die neusten gewonnenen und die neusten gestorbenen Erkenntnisse liefern muß, für die Bibliothek gibt es keine toten Wahrheiten. Sie muß, gemäß dem erwähnten Paradox, bewahren, was sie überwinden hilft. Wenn sie sich nur nach dem Zukunftsbegriff der aktuellen Wissenschaft ausrichtet, wird sie zwar zur nützlichen Handlangerin, vergeht sich aber gegen ihre Pflicht, auch in andern Formen der Zeit zu denken und ihnen gemäß zu handeln. Die Wissenschaft im aktuellen Vollzug muß über das, was Thomas S. Kuhn den Paradigmawechsel genannt hat, hinwegsehen. Denn wenn sie innerhalb eines Projektes dessen Axiome anzweifelt, wird sie arbeitsunfähig. Die Bibliothek aber muß mit einer Zukunft rechnen, in der das Unvorhergesehene passiert und eine einzige neue Erkenntnis ganze Tempelstädte gesicherter Wahrheiten zum Einsturz bringt. Dann kann auch in der immensen Menge des Gesammelten und Aufbewahrten plötzlich alles anders aussehen; Texte, die über Jahre hin dagelegen haben wie Mumien, verwandeln sich auf einen Schlag in Ereignisse von explosiver Aktualität. Es geschieht also um der Zukunft willen, wenn sich die Bibliothek dem Vergangenen hingibt.

Umgekehrt aber fördert sie die Eroberungen der Zukunft auch um der Vergangenheit willen. Wir können die verschiedenen Wissenschaften, alle Sparten der Natur- und Geistes- und Sozialwissenschaften, näher bestimmen nach ihrem je andern, je spezifischen Verhältnis zur Zeit, zu Vergangenheit und Zukunft, und zur Geschwindigkeit der zeitlichen Prozesse. Diese Verhältnisse der Fakultäten zur Zeit sind miteinander nicht kompatibel, so wie ja auch die Wahrheiten, zu denen die verschiedenen Fakultäten vor-

stoßen, miteinander nicht kompatibel sind. Das ist das große Tabu. Für die Bibliothek aber ist alles gültig und von Wert, unabhängig von den Fragen der Aktualität. Es darf für sie keine toten Bücher geben. Das hat natürlich einmal mehr einen absurden Einschlag. Irgendwo regt sich auch da wieder das abgründige Phantasma der Bibliothek von Babel. Jener Satz, den Jesus über das Töchterlein des Jairus sagt, muß der Bibliothekar für jedes seiner Bücher gelten lassen, und wenn es im abgelegensten Keller lagert: „Non mortua est sed dormit.“ – „Sie ist nicht tot, sie schläft nur.“ Es gibt kein Buch aus der ganzen Menschheitsgeschichte, das nicht plötzlich die Augen aufschlagen könnte und uns anblicken wie ein Geschöpf unserer Tage.

Daher wird der Bibliothekar so freudig zum Bruder des Sisyphos und kämpft unverdrossen gegen die Vergänglichkeit aller Dinge. Er sammelt, er bewahrt und sucht das Verschwinden der Schrift zu verhindern, sucht den physischen Zerfall der Datenträger aufzuhalten. Jeder neue Träger von Schrift, der in der Zivilisationsgeschichte entwickelt wird, schafft neue Probleme der Bewahrung. Ob die elektronischen Daten längerfristig das Buch retten oder aber das Buch die elektronischen Daten, wissen wir noch nicht so genau. Groteskerweise haben sich die ältesten Datenträger der Menschheit als die bisher dauerhaftesten erwiesen, die altbabylonischen Tontäfelchen nämlich mit ihrer Keilschrift. Aus den aufgestapelten Kisten voll solcher Täfelchen in den Kellern des British Museum tauchte vor 140 Jahren unerwartet die älteste Dichtung der Menschheit ans Licht, das Gilgamesch-Epos. Seither finden die Wissenschaftler in jenen Kisten, aber auch im Wüstensand des gequälten Irak, jedes Jahr ein paar neue Verse dieses gewaltigen Werks. Mit schildkrötenhafter Langsamkeit setzt es sich seither zusammen und entsteht nach Jahrtausenden wahrhaftig zum zweiten Mal als eine Geburt der Bibliotheken und Museen.

Die Bibliothek ist also nicht nur die oberste Dienerin der Wissenschaften, sie ist auch ihr Ärgernis. Denn was die Wissenschaften widerlegt und überwunden haben, bewahrt die Bibliothek weiterhin auf, und was die Wissenschaften im Moment als triumphalen Er-

folg feiern, betrachtet die Bibliothek heute schon als historisches Dokument. So steht sie immer in der Zeit und außerhalb derselben. Sie partizipiert am reißenden Prozeß des Kommens und Vergehens und schwebt doch auch darüber wie ein meditierender Mönch. Man könnte die Bibliothek tatsächlich als eine Art verkörperter Meditation über die Zeit und die Geschichte bezeichnen. In Scharen strömen die Menschen täglich zu ihr, um dort reglos zu verstummen. Darauf beruht auch die genuine Verwandtschaft der Bibliothek mit dem Tempel, der ebenfalls ein Ort der Begegnung mit dem ist, was außer aller Zeit liegt und diese doch trägt. Daß die Bibliothek diese Verwandtschaft gerne in ihrem Äußern zeigt, daß sie ihre innerste Beschaffenheit oft architektonisch spektakulär inszeniert, hat seinen guten Sinn. Wenn der Reading Room der Library of Congress in Washington, im Jefferson Building, an das römische Pantheon gemahnt, ist das nicht Hybris oder Prahlerei, sondern ein wohlüberlegtes Zeichen. Es führt jenen Traum von der Totalität dramatisch vor Augen. Die modernen Neubauten der Bibliothèque Nationale in Paris und der British Library in London könnten damit in Vergleich gebracht werden, nicht zuletzt auch in Hinsicht auf ihre symbolischen und rituellen Elemente. Daß es der Zentralbibliothek Zürich beim jüngsten Umbau nicht gestattet wurde, stolz und selbstbewußt in die Höhe zu bauen, über die gute alte Predigerkirche hinaus, und so einen Akzent ins Stadtbild zu setzen, der ihrer Bedeutung entsprochen hätte, habe ich sehr bedauert. Wahrscheinlich würden heute auch die beiden Kuppeln von Universität und ETH, die das Stadtbild so sehr prägen wie die zwei Münster am Fluß, nicht mehr zugelassen oder einem heiligen Sparprogramm geopfert.

Republiken, die keine feudale Vergangenheit mit Schlössern und Palästen, großartigen Fassaden und Treppenhäuser besitzen, haben oft Schwierigkeiten mit der Repräsentation nach außen. Das gilt vom Architektonischen wie von andern Zeichensystemen in Politik und Bildung. Das akademische Leben ist heute semiotisch verarmt. Daß die Rektoren der beiden Zürcher Hochschulen bei feierlichen Gelegenheiten eine goldene Kette umlegen, erscheint fast als eine byzantinische Ausschweifung. Bei aller Sympathie

für Nüchternheit und Funktionalität glaube ich aber, daß eine entschiedener öffentliche Sichtbarkeit, eine deutlichere optische Inszenierung der akademischen Welt und des akademischen Lebens nützlich wäre. Die Kommunikation zwischen der Gesellschaft und ihren Universitäten ist schlechter, als sie sein müßte. Wenn die wissenschaftlichen Bibliotheken im Stadtbild verschwinden, statt es zu prägen, wirkt sich das auch auf das Bewußtsein aus, das in der Bevölkerung von diesen Bibliotheken vorhanden ist. Und wenn es in der Bevölkerung kein angemessenes Bewußtsein vom Wesen und der Bedeutung der großen Bibliotheken gibt, nimmt auch das Sensorium für die Vergangenheit und die Zukunft ab, für unser aller Verhältnis zur Zeit und zur Geschichte, Geschichte nicht nur als das erstarrte Einst, sondern als ein Element unserer persönlichen und kollektiven Existenz. Seit die Kirchen ihre gemeinschaftsbildende und damit auch städtebaulich prägende Funktion verloren haben, droht die Architektur, über die man sich mit dem eigenen Gemeinwesen identifiziert, in den Bereich der Fußballstadien abzuwandern. Das müßte nicht so sein und sollte nicht so sein.

Ich bin Literaturwissenschaftler, also auch Historiker. Ich könnte eine Hochschule nicht kurzerhand als „Zukunftsmaschine“ und mich selbst als ihren Teil bezeichnen. Diese Metapher ist in jüngster Zeit mehrfach aufgetaucht. Die Hochschule als „Zukunftsmaschine“, das ist gewiß prägnant und spricht mit einem Wort aus, was sonst nur mühsam umschrieben werden könnte. Dennoch: *Omnis comparatio claudicat*, sagten die Römer, jeder Vergleich hinkt. Auch der Vergleich der Universität mit einer Zukunftsmaschine, so begründet und effektiv er sein mag und so nützlich für die Öffentlichkeitsarbeit, unterschlägt in seiner triumphalen Geste einen wesentlichen Punkt. Er unterschlägt, daß wir im gleichen Maße wie Zukunftsmaschinen auch Vergangenheitsmaschinen brauchen. Denn wer das Gedächtnis verliert, ist geistig tot. Er kann auch keine Zukunft mehr schaffen. Die Erschaffung von Zukunft setzt den Besitz von Vergangenheit voraus. So wenig die Zukunft feststeht und zwingend eintritt aufgrund von kausalen Gesetzen, denen wir ausgeliefert sind, so wenig steht die Vergangenheit als gegebene Summe

von Informationen fest. Jede Epoche schafft die Vergangenheit neu, von der aus sie sich selbst erkennt und ihre Zukunft entwirft. Die großen Neuerungen in der Geschichte, die sozialen, wissenschaftlichen und künstlerischen Revolutionen, wie oft standen sie unter der Parole: Zurück zu...! *Ad fontes!* *Back to the roots!* Zukunft und Vergangenheit stehen miteinander in einem geisterhaften Stoffwechsel. In der Politik, in den Künsten, in den Wissenschaften fällt mit jeder neuen Epoche auch ein neues Licht auf die Vergangenheit. Oft muß diese wiedergewonnen werden wie ein unbekanntes Land. Dann erwachen die schlummernden Bücher. Was ich das konstitutive Paradox der Bibliothek in ihrem Verhältnis zur Zeit genannt habe, hängt damit zusammen. Die Bibliothek muß das aufbewahren, worin sich eines Tages eine neue Zeit erkennt, muß es aufbewahren, ohne wissen zu können, was das ist und wo in ihren Lagern und Gestellen die schlafenden Löwen liegen.

Ich habe zu Beginn von der kleinen Bibliothek des Bildhauers Stiller geredet, der nicht mehr Stiller sein will und auf seine alten Bücher blickt wie auf eine abgelegte Schlangenhaut. Eine Person spiegelt sich darin, die ihm fremd ist. Die Sammlung, könnte man sagen, wird zum Inbegriff einer toten Vergangenheit, die in der veränderten Gegenwart ihren Sinn verloren hat. Bei genauerem Zusehen aber zeigen sich uns in diesem abgestoßenen Bücherkorpus einzelne Elemente, die wir erst jetzt als Impulse der Verwandlung erkennen. Die Zukunft war in ihnen angelegt, dem Besitzer nicht erkennbar. Indem Stiller das nun sieht, gewinnt er zu der Person, die er war, wie auch zu der Person, die er jetzt ist, eine festere Position. Er gibt das nicht zu. Er erklärt die Bibliothek zum Sammelsurium. Aber gleichzeitig listet er den Bücherbestand in einem einzigen seitenlangen Satz auf, einem rhythmisch durchgestalteten, von Ironie und Andeutungen funkelnden Sprachgebilde. In der Diffamierung zum Sammelsurium ohne Aussagewert steckt die Ablehnung der Vergangenheit; in der ästhetischen Formung aber und in den plötzlich aufleuchtenden Einzelheiten erscheint das Vergangene als Fundament der Gegenwart. Wenig später wird Stiller, in der wildesten Szene des Romans, alle seine einst geschaffenen Bildhauerarbeiten zerstören, zu Boden schmettern, zum Fenster hinaus in den Hof

donnern lassen. Mit diesem Akt der Vernichtung gibt er wortlos zu verstehen, wer er ist, jener verschollene Bildhauer nämlich, aber ein inzwischen Verwandelter, dem das Recht zusteht, die Überreste seines alten Lebens zu beseitigen. Auch hier also waltet die Verzahnung von Vergangenheit und Zukunft. Im Akt der Zerstörung wird das Alte erstmals wirklich anerkannt. Die Verneinung ist der Griff zurück, der die Zukunft ermöglicht.

Diese Überlegungen zur Bibliothek wurden aufgebaut auf dem Spannungsverhältnis zwischen ihrer privatesten und ihrer öffentlichsten Gestalt, zwischen dem Bücherbrett des einsamen Lesers und den Kathedralen der Wissenschaft. Das sollte andeuten, daß auch die Wissenschaften, welche die Kenntnis der Menschheit von sich selbst und vom Weltganzen in einem universalen Projekt immerzu erweitern, sich nicht erst in dieser Universalität erfüllen, sondern schon in jeder kleinen Erleuchtung und Verwandlung, die sie in dem einzelnen namenlosen Mitglied der Menschheit ermöglichen.

Vortrag am Symposium „Information Management in Science and Technology“, 27./28. Januar 2005 an der ETH Zürich

Umberto Eco, „Die Bibliothek“, in: Candida Höfer, *Bibliotheken*, München (Schirmer/Mosel) 2005.

Umberto Eco Die Bibliothek

Beginnen wir, angesichts der Ehrwürdigkeit unseres Gegenstandes, mit einer Lesung aus der Schrift; nicht zu Informationszwecken, denn wenn man aus einem heiligen Buch liest, wissen schon alle, was es besagt, sondern in liturgischer Absicht, zur rechten Einstimmung des Geistes. Also: »Das Universum (das andere die Bibliothek nennen) setzt sich aus einer unbegrenzten und vielleicht unendlichen Zahl sechseckiger Galerien zusammen, mit weiten Entlüftungsschächten in der Mitte, die mit sehr niedrigen Geländern eingefasst sind. Von jedem Sechseck aus kann man die unteren und oberen Stockwerke sehen: ohne ein Ende. Die Anordnung der Galerien ist unwandelbar dieselbe. Zwanzig Bücherregale, fünf breite Regale auf jeder Seite, verdecken alle Seiten außer zweien: Ihre Höhe, die sich mit der Höhe des Stockwerks deckt, übertrifft nur wenig die Größe eines normalen Bibliothekars. Eine der freien Wände öffnet sich auf einen schmalen Gang, der in eine andere Galerie, genau wie die erste, genau wie alle, einmündet. Links und rechts am Gang befinden sich zwei winzige Kabinette. In dem einen kann man im Stehen schlafen, in dem anderen seine Notdurft verrichten. Hier führt die Wendeltreppe vorbei, die sich abgrundtief senkt und sich weit emporerhebt. In dem Gang ist ein Spiegel, der den Schein getreulich verdoppelt. [...] Auf jede Wand jeden Sechsecks kommen fünf Regale; jedes Regal faßt zweiunddreißig Bücher gleichen Formats; jedes Buch besteht aus vierhundertzehn Seiten, jede Seite aus vierzig Zeilen, jede Zeile aus etwa achtzig Buchstaben von schwarzer Farbe. Buchstaben finden sich auch auf dem Rücken jeden Buches; doch bezeichnen diese Buchstaben nicht, deuten auch nicht im voraus an, was die Seiten sagen werden. Ich weiß, daß dieser fehlende Zusammenhang zuweilen mysteriös angemutet hat.

Vor fünfhundert Jahren stieß der Chef eines höheren Sechs-

ecks auf ein Buch, das so verworren war wie die anderen, das jedoch fast zwei Bogen gleichartiger Zeilen aufwies. Er zeigte seinen Fund einem wandernden Entzifferer, der ihm sagte, sie seien in Portugiesisch abgefaßt; andere sagten dagegen, in Jiddisch. Vor Ablauf eines Jahrhunderts konnte die Sprachform bestimmt werden: Es handelte sich um eine samojedisch-litauische Dialektform des Guaraní mit einem Einschlag von klassischem Arabisch. Auch der Inhalt wurde entschlüsselt: Es waren Begriffe der kombinatorischen Analysis, dargestellt an Beispielen sich unbegrenzt wiederholender Variationen. Diese Beispiele versetzten einen genialen Bibliothekar in die Lage, das Grundgesetz der Bibliothek zu entdecken. [...]

Die Ruchlosen behaupten, daß in der Bibliothek die Sinnlosigkeit normal ist, und daß das Vernunftgemäße (ja selbst das schlecht und recht Zusammenhängende) eine fast wundersame Ausnahme bildet. Sie sprechen (ich weiß es) von der fiebernden Bibliothek, deren Zufallsbände ständig in Gefahr schweben, sich in andere zu verwandeln, und die alles behaupten, leugnen und durcheinanderwerfen wie eine delirierende Gottheit. Diese Worte, die nicht nur die Unordnung denunzieren, sondern sie mit einem Beispiel belegen, liefern einen offenkundigen Beweis des verwerflichen Geschmacks der Urheber und ihrer verzweifelten Unwissenheit. In der Tat birgt die Bibliothek alle Wortstrukturen, alle im Rahmen der fünfundzwanzig Schriftzeichen möglichen Variationen, aber nicht *einen* absoluten Unsinn. [...]

Sprechen heißt: in Tautologien verfallen. Diese überflüssige und wortreiche Epistel existiert bereits in einem der dreißig Bände der fünf Regale eines der unzähligen Sechsecke – und auch ihre Widerlegung. (Eine Zahl n möglicher Sprachen verwendet den gleichen Wortschatz; in einigen erlaubt das Symbol

Bibliothek die korrekte Definition überall vorhandenes und fortdauerndes System sechseckiger Galerien, aber Bibliothek ist Brot oder Pyramide oder irgend etwas anderes, und die sieben Wörter, die sie definieren, haben einen anderen Bedeutungswert. Bist du sicher, Leser, daß du meine Sprache verstehst?»

Amen.

* * *

Der Abschnitt stammt, wie jeder weiß, von Jorge Luis Borges, aus seiner Erzählung *Die Bibliothek von Babel* [vgl. Jorge Luis Borges, *Gesammelte Werke* Band 3/I, 1, München 1981], und ich frage mich, ob nicht mancher von unsern Lesern, Bibliotheksbenutzern, Bibliothekaren beim Wiederlesen und Wiederbedenken dieser Seiten an eigene Erfahrungen denken muß, Erfahrungen in seiner Jugend oder in späteren Jahren mit langen Korridoren und langgezogenen Sälen. Mit anderen Worten, es stellt sich die Frage, ob die nach dem Bild und Modell des Universums gestaltete Bibliothek von Babel nicht auch nach dem Bild und Modell vieler möglicher Bibliotheken gestaltet ist. Und ich frage mich, ob es möglich ist, über die Gegenwart oder die Zukunft der existierenden Bibliotheken zu sprechen, indem man reine Phantasiemodelle ersinnt. Ich glaube ja.

Eine Übung zum Beispiel, die ich verschiedentlich gemacht habe, um die Funktionsweise eines Codes zu erklären, betraf zunächst einen sehr elementaren vierstelligen Code zur Lokalisierung von Büchern in einer Bibliothek, in dem die erste Stelle den Saal bezeichnet, die zweite die Wand, die dritte das Regal an der Wand und die vierte den Ort des Buches im Regal, so daß eine Signatur wie 3-4-8-6 bedeutet: dritter Saal vom Eingang, vierte Wand links, achtes Regal, sechster Platz. Dann aber merkte ich, daß man auch mit einem so elementaren Code (er ist nicht der Dewey) sehr interessante Spiele machen kann. Zum Beispiel kann man 3335 · 3335 · 3335 · 3335 schreiben, und schon ergibt sich das Bild einer Bibliothek mit einer immensen Anzahl von Räumen: Jeder Raum hat eine polygonale Form, mehr oder minder wie ein Bienenauge, denn er kann mehr als 3 000 oder gar 33 000 Wände haben, und er unterliegt nicht der Schwerkraft, denn die Regale können sich auch an den oberen Wänden befinden, und jede dieser mehr als 33 000 Wände ist riesig, denn sie kann mindestens 33 000 Regale aufnehmen, und jedes davon ist unglaublich lang, denn es kann mehr als 33 000 Bücher fassen.

Ist dies eine mögliche Bibliothek, oder gehört sie nur in ein

Phantasie-Universum? Jedenfalls erlaubt auch ein schlichter Code, der für eine Hausbibliothek erdacht worden ist, solche Variationen oder Projektionen und sogar den Gedanken an polygonale Bibliotheken. Ich schicke dies voraus, weil ich, als ich mir überlegte, was man über Bibliotheken sagen kann, zunächst die gewissen oder ungewissen Funktionen einer Bibliothek zu bestimmen versuchte. Zu diesem Zweck inspizierte ich kurz die Bibliotheken, zu denen ich Zugang hatte, da sie auch nachts geöffnet sind – nämlich die des Assurbanipal in Ninive, die des Polykrates auf Samos, die des Peisistratos in Athen, die von Alexandria (die schon im dritten Jahrhundert v. Chr. 400 000 Bände enthielt und dann im ersten, mit der des Serapeions, 700 000 Bände umfaßte), schließlich die Bibliothek von Pergamon und die des Augustus (zur Zeit Kaiser Konstantins gab es 28 Bibliotheken in Rom). Ferner habe ich eine gewisse Vertrautheit mit einigen benediktinischen Klosterbibliotheken, und so begann ich mich zu fragen, worin eigentlich die Aufgabe einer Bibliothek besteht.

Anfangs, in den Zeiten des Assurbanipal oder des Polykrates, war es wohl nur das einfache Unterbringen der Schriftrollen oder Bände, damit sie nicht in der Gegend herumlagen. Später, denke ich, kam dann das Sammeln und Hüten hinzu, denn schließlich waren die Rollen teuer. Noch später, zu Zeiten der Benediktiner, war es auch das Kopieren – die Bibliothek sozusagen als Durchgangszone: Das Buch trifft ein, wird abgeschrieben, das Original oder die Kopie verläßt sie wieder.

Zu manchen Zeiten, vielleicht schon zwischen Augustus und Konstantin, war die Aufgabe einer Bibliothek sicher auch das Bereitstellen ihrer Bücher zum Lesen, also mehr oder weniger das, was die schöne Resolution der UNESCO besagt, in der es heißt, es sei einer der Zwecke von Bibliotheken, dem Publikum das Lesen zu ermöglichen.

Später sind dann aber Bibliotheken entstanden, die eher den Zweck verfolgten, das Lesen *nicht* zu ermöglichen, die Bücher unter Verschuß zu halten, sie zu verbergen. Allerdings waren diese Bibliotheken auch so beschaffen, daß man Funde in ihnen machen konnte. Wir staunen immer wieder über die Fähigkeit der Humanisten des 15. Jahrhunderts, verschollene Handschriften wiederzufinden. Wo fanden sie sie? In Bibliotheken. In Bibliotheken, die teilweise zum Verbergen dienten, aber auch zum Bewahren und damit zum Fundemachen.

* * *

Angesichts dieser Aufgabenvielfalt einer Bibliothek erlaube ich mir nun, ein Negativmodell aufzustellen, das Modell einer schlechten Bibliothek in 19 Punkten. Natürlich ist es ein fiktives Modell wie das der polygonalen Bibliothek. Doch wie in allen Fiktionen, die ähnlich den Karikaturen aus der Kombination von Pferdeköpfen auf Menschenleibern mit Sirenschwänzen und Schlangenschuppen entstehen, kann, glaube ich, jeder von uns in diesem Negativmodell Elemente finden, die ihn an eigene Abenteuer in den entlegensten Bibliotheken unseres Landes und anderer Länder erinnern. Eine gute Bibliothek im Sinne einer schlechten Bibliothek (also ein gutes Beispiel für das Negativmodell, das ich hier aufzustellen versuche) muß zunächst und vor allem ein ungeheurer Alptraum sein, ein totales Horrorgemälde, und so gesehen ist die Beschreibung von Borges schon richtig.

1. Die Kataloge müssen so weit wie möglich aufgeteilt werden: Man verwende größte Sorgfalt darauf, den Katalog der Bücher von dem der Zeitschriften zu trennen und den der Zeitschriften vom Schlagwort- oder Sachkatalog, desgleichen den Katalog der neuerworbenen Bücher von dem der älteren Bestände. Nach Möglichkeit sollte die Orthographie in den beiden Bücherkatalogen (Neuerwerbungen und alter Bestand) verschieden sein: beispielsweise Begriffe wie »Code« in dem einen mit C, in dem anderen mit K, oder Eigennamen wie Tschaikowsky bei den Neuerwerbungen mit einem Č, bei den anderen mal mit Ch, mal mit Tch.
2. Die Schlagworte müssen vom Bibliothekar bestimmt werden. Die Bücher dürfen, entgegen der üblen Unsitte, die sich neuerdings bei amerikanischen Büchern breitmacht, im Impressum keinen Hinweis auf die Schlagworte tragen, unter denen sie aufgeführt werden sollen.
3. Die Signaturen müssen so beschaffen sein, daß man sie nicht korrekt abschreiben kann, nach Möglichkeit so viele Ziffern und Buchstaben, daß man beim Ausfüllen des Bestellzettels nie genug Platz für die letzte Chiffre hat und sie für unwichtig hält; so daß dann der Schalterbeamte den Zettel als unvollständig ausgefüllt zurückgeben kann.
4. Die Zeit zwischen Bestellung und Aushändigung eines Buches muß sehr lang sein.

5. Es darf immer nur ein Buch auf einmal ausgehändigt werden.
6. Die ausgehändigten Bücher dürfen, da mit Leihschein bestellt, nicht in den Lesesaal mitgenommen werden, so daß man sein Leben in zwei Teile aufspalten muß, einen für die Lektüre zu Hause und einen für die Konsultation im Lesesaal. Die Bibliothek muß das kreuzweise Lesen mehrerer Bücher erschweren, da es zum Schielen führt.
7. Es sollte möglichst überhaupt keine Fotokopierer geben; falls doch einer da ist, muß der Zugang weit und beschwerlich sein, der Preis für eine Kopie muß höher sein als im nächsten Papiergeschäft und die Zahl der Kopien begrenzt auf höchstens zwei bis drei Seiten.
8. Der Bibliothekar muß den Leser als einen Feind betrachten, als Nichtstuer (andernfalls wäre er bei der Arbeit) und als potentiellen Dieb.
9. Fast das ganze Personal muß an irgendwelchen körperlichen Gebrechen leiden. Hier berühre ich einen heiklen Punkt, den ich keineswegs ironisch behandeln möchte. Es ist Aufgabe der Gesellschaft, allen Bürgern Arbeitsmöglichkeiten und Erleichterungen zu verschaffen, auch denen, die nicht mehr in der Blüte ihres Lebens oder im Vollbesitz ihrer Kräfte sind. Gleichwohl akzeptiert die Gesellschaft, daß zum Beispiel bei der Feuerwehr eine besondere Auswahl getroffen werden muß. In Amerika gibt es Universitätsbibliotheken, die alles tun, um den Behinderten die Benutzung zu erleichtern, durch schiefe Ebenen für Rollstuhlfahrer, Spezialtoiletten etc., wobei sie in ihrem Bemühen so weit gehen, daß die anderen gefährdet werden, die auf den schiefen Ebenen ausrutschen.
Gewisse Tätigkeiten in einer Bibliothek erfordern jedoch einige Kraft und Geschicklichkeit: das Klettern auf Leitern, das Tragen schwerer Lasten etc., während es andere Verrichtungen gibt, die man jedem Bürger anbieten kann, der trotz mancher Behinderungen durch sein Alter oder durch andere Umstände noch eine sinnvolle Arbeit tun möchte. Ich werfe hier das Problem des Bibliothekspersonals auf, da es meines Erachtens dem der Feuerwehrtruppe viel näher steht als dem des Personals einer Bank, und dies ist sehr wichtig, wie wir noch sehen werden.
Zunächst aber weitere Punkte.

10. Die Auskunft muß unerreichbar sein.
11. Das Ausleihverfahren muß abschreckend sein.
12. Die Fernleihe sollte unmöglich sein oder jedenfalls Monate dauern; am besten, man sorgt dafür, daß der Benutzer gar nicht erst erfahren kann, was es in anderen Bibliotheken gibt.
13. Infolge all dessen muß Diebstahl möglichst leicht gemacht werden.
14. Die Öffnungszeiten müssen genau mit den Arbeitszeiten zusammenfallen also vorsorglich mit den Gewerkschaften abgestimmt werden: totale Schließung an allen Samstagen, Sonntagen, abends und während der Mittagspausen. Der größte Feind jeder Bibliothek ist der Werkstudent, ihr bester Freund einer wie Don Ferrante, der seine eigene Bibliothek besitzt, also keine öffentliche aufsuchen muß und dieser die seine bei seinem Ableben hinterläßt.
15. Es muß unmöglich sein, sich innerhalb der Bibliothek irgendwie leiblich zu stärken, und es muß auch unmöglich sein, sich außerhalb der Bibliothek zu stärken, ohne zuvor alle ausgeliehene Bücher zurückgegeben zu haben, um sie dann nach der Kaffeepause erneut zu bestellen.
16. Es muß unmöglich sein, das einmal ausgeliehene Buch am nächsten Tag wiederzufinden.
17. Es muß unmöglich sein, zu erfahren, wer das fehlende Buch ausgeliehen hat.
18. Es darf möglichst keine Toiletten geben.
19. Ideal wäre schließlich, wenn der Benutzer die Bibliothek gar nicht erst betreten könnte; betritt er sie aber doch, stur und pedantisch auf einem Recht beharrend, das ihm aufgrund der Prinzipien von 1789 konzidiert worden ist, aber noch nicht Eingang ins kollektive Bewußtsein gefunden hat, so darf er auf keinen Fall, nie und nimmer, außer bei seinen raschen Konsultationen im Lesesaal, Zugang zu den Bücherregalen selbst haben.

Gibt es heute noch solche Bibliotheken? Ich überlasse die Antwort dem Leser, auch weil ich gestehen muß, daß ich – verfolgt von zarten Erinnerungen (an Studien in der Biblioteca Nazionale zu Rom, als sie noch existierte, mit grünen Lampen auf den Tischen, oder an Nachmittage voll erotischer Spannung in der Sainte-Geneviève oder in der Bibliothèque de la Sorbonne) – heute nur noch recht selten in Bibliotheken gehe, jedenfalls in Italien; nicht aus polemischen Gründen, sondern weil ich, wenn ich in Bologna bin, meist zuviel Arbeit habe, und im Seminar kann man einen Studenten bitten, das gewünschte Buch zu besorgen und zu fotokopieren; und wenn ich in Mailand bin, was höchst selten der Fall ist, gehe ich immer nur in die Städtische Bibliothek, weil sie den praktischen Einheitskatalog hat. Im Ausland allerdings gehe ich häufig in Bibliotheken, denn wenn ich im Ausland bin, ist mein Beruf, ein Mensch im Ausland zu sein, das heißt, ich habe mehr Zeit als zu Hause, ich habe die Abende frei, und in vielen Ländern kann man abends in Bibliotheken gehen.

Statt also hier nun die Utopie einer perfekten Bibliothek auszumalen, von der ich nicht weiß, ob und inwieweit sie jemals realisierbar sein wird, will ich lieber von zwei nach Menschenmaß zugeschnittenen Bibliotheken berichten, die ich beide sehr schätze und, sooft ich irgend kann, besuche. Damit will ich nicht sagen, daß sie die besten der Welt seien und daß es nicht auch noch andere gäbe; es sind nur diejenigen, die ich zum Beispiel im vorigen Jahr mit einer gewissen Regelmäßigkeit aufgesucht habe, vier Wochen lang die eine, die andere drei Monate lang. Es sind die Sterling Library in Yale und die neue Bibliothek der Universität Toronto.

Sie sind sehr verschieden voneinander, mindestens so verschieden wie – um ein Beispiel aus Mailand zu nehmen – der Pirelli-Wolkenkratzer und Sant’Ambrogio, gerade auch in der Architektur: Die Sterling Library ist ein neugotisches Kloster, die Universitätsbibliothek in Toronto ein Meisterwerk der modernen Architektur. Trotz aller Unterschiede will ich jedoch versuchen, die beiden zu einem Bild zu verschmelzen, um zu erklären, warum sie mir so gefallen.

Sie sind bis Mitternacht geöffnet, auch am Sonntag (die Sterling Library öffnet am Sonntag erst mittags und bleibt freitagabends geschlossen). In Toronto gibt es gute Verzeichnisse, auch eine Reihe von Bildschirmen und computerisierten Karteien, die leicht zu handhaben sind. In der Sterling sind die Verzeichnisse noch etwas antiquierter, aber Autoren- und

Sachkatalog sind zusammengefaßt, so daß man zu einem bestimmten Thema beispielsweise nicht nur die Werke von Hobbes findet, sondern auch die Werke über Hobbes. Außerdem enthält der Katalog auch Hinweise auf die Bücher, die sich in anderen Bibliotheken der Gegend befinden.

Das Schönste an diesen beiden Bibliotheken ist aber, zumindest für eine bestimmte Sorte von Lesern, daß man Zugang zu den *stacks* hat. Mit anderen Worten, man muß das gewünschte Buch nicht erst lange bestellen, sondern man passiert mit einem Ausweis einen elektronischen Zerberus, nimmt einen Lift und gelangt direkt ins Magazin zu den Bücherregalen. Nicht daß man dort immer lebend wieder herauskommt, in den Gängen der Sterling Library ist es zum Beispiel sehr leicht, einen Mord zu begehen und die Leiche irgendwo unter einem Regal mit Landkarten zu verstecken, wo sie erst Jahrzehnte später gefunden wird. Auch gibt es dort ein sehr raffiniertes Ineinander von Geschossen und Zwischengeschossen, so daß man nie weiß, ob man gerade in einem Stock oder in einem Zwischenstock ist, und folglich den Lift nicht mehr findet. Das Licht geht nur an, wenn man es anknipst, weshalb es passieren kann, daß man, wenn man den richtigen Schalter nicht findet, lange im Dunkeln umhertappt.

Anders in Toronto, dort ist alles taghell. Doch in beiden Bibliotheken geht der Benutzer frei umher, schaut sich die Bücher in den Regalen an, nimmt sich heraus, was er braucht und kann sich damit in Säle mit bequemen Sesseln begeben, um in aller Ruhe zu lesen. In Yale sind die Sessel nicht ganz so schön wie in Toronto, aber auch dort kann man die Bücher in der Bibliothek umhertragen, um sie zu fotokopieren. Fotokopiergeräte sind zahlreich vorhanden, in Toronto gibt es zudem ein Büro, das kanadische Dollars in Münzen wechselt, so daß man sich kiloweise mit Münzen versehen an seinen Fotokopierer stellen und sogar Bücher von sieben- bis achthundert Seiten kopieren kann. Die Geduld der anderen Benutzer ist grenzenlos, sie stehen und warten, ohne zu murren, bis man die letzte Seite kopiert hat.

Natürlich kann man die Bücher auch ausleihen, die Formalitäten sind rasch erledigt: nachdem man sich frei durch die acht, fünfzehn, achtzehn Geschosse der Bibliothek bewegt und sich die gewünschten Bücher genommen hat, schreibt man die Titel auf einen Leihschein, gibt ihn bei einem Schalter ab und geht hinaus. Wer kann hinein? Jeder, der einen Benutzerausweis hat, und auch den erhält man leicht in ein bis zwei Stunden, wobei

die Bürgschaft manchmal sogar nur telefonisch gegeben zu werden braucht. In Yale dürfen zwar die Studenten nicht ins Magazin, sondern nur ausgewiesene Wissenschaftler, aber für die Studenten gibt es dort noch eine weitere Bibliothek, die, abgesehen von sehr alten Büchern, ebensogut bestückt ist und wo die Studenten sich ebenso wie die Dozenten selber holen können, was sie brauchen. Insgesamt steht einem in Yale ein Kapital von acht Millionen Bänden zur Verfügung. Kostbare Manuskripte sind natürlich in einer besonderen Abteilung untergebracht und etwas weniger leicht zugänglich.

Warum ist nun der freie Zugang zu den Regalen so wichtig? Eines der Mißverständnisse, die den allgemeinen Begriff der Bibliothek beherrschen, ist die Vorstellung, daß man in eine Bibliothek geht, um sich ein bestimmtes Buch zu besorgen, dessen Titel man kennt. Natürlich kommt es oft vor, daß man in eine Bibliothek geht, weil man ein bestimmtes Buch haben will, aber die Hauptfunktion einer Bibliothek – jedenfalls meiner privaten Bibliothek und jeder, die wir im Hause von Freunden durchstöbern können – ist die Möglichkeit zur Entdeckung von Büchern, deren Existenz wir gar nicht vermutet hatten, aber die sich als überaus wichtig für uns erweisen. Gewiß kann man diese Entdeckung auch machen, wenn man den Katalog durchblättert, aber nichts ist aufschlußreicher und spannender, als eigenhändig die Regale zu durchstöbern, die womöglich alle Bücher zu einem bestimmten Thema enthalten (was man im Autorenkatalog nie hätte entdecken können), und neben dem Buch, dessentwegen man gekommen ist, ein anderes Buch zu finden, das man gar nicht gesucht hatte, aber das sich als fundamental herausstellt. Mit anderen Worten, die Idealfunktion einer Bibliothek ähnelt ein bißchen derjenigen der Bouquinisten am Seineufer, bei denen man Trouvaillen machen kann, und diese Funktion erhält sie nur durch den freien Zugang zu den Regalen.

Daraus ergibt sich, daß in einer solchen, dem Menschen gemäßen Bibliothek der am wenigsten frequentierte Saal der Lesesaal ist. Auf diesem Niveau sind auch gar nicht mehr viele Lesesäle notwendig, denn die Leichtigkeit des Ausleihens, des Fotokopierens, des Mit-nach-Hause-Nehmens der Bücher macht einen Großteil der Aufenthalte im Lesesaal überflüssig. Oder es fungieren als Lesesäle (wie in Yale) die *refreshing areas*, die Cafeteria, das Selfservice-Restaurant im Untergeschoß, wohin man die Bücher mitnehmen darf, wo man also weiterarbeiten kann, an einem Tischchen sitzend mit einem Kaffee und einer Brioche, auch mit einer Zigarette, um die Bücher zu prüfen und

zu entscheiden, ob man sie ins Regal zurückbringen oder ausleihen soll, ohne jede Kontrolle. In Yale wird die Kontrolle am Ausgang vorgenommen, von einem Angestellten, der mit eher zerstreuter Miene einen Blick in die Tasche wirft, die man hinausträgt; in Toronto sind die Buchrücken magnetisiert; der junge Student, der die auszuleihenden Bücher registriert, führt sie über ein Gerät, das die Magnetisierung entfernt, danach geht man durch eine elektronische Schleuse wie auf einem Flughafen, und wenn jemand den Band 108 der *Patrologia latina* in der Jackentasche versteckt hat, schrillt eine Klingel.

Natürlich ist in solchen Bibliotheken die Mobilität der Bücher sehr hoch, so daß es schwierig sein kann, das Buch zu finden oder wiederzufinden, das man gerade sucht oder das man am Vortag konsultiert hatte. Anstelle der allgemeinen Lesesäle gibt es sogenannte »Boxen«, separate kleine Arbeitsräume, die man sich geben lassen kann, wenn man wissenschaftlich arbeitet. Dort kann man seine Bücher aufbewahren und arbeiten, wann man will. In einigen dieser Bibliotheken kann man jedoch auch, wenn man ein Buch nicht findet, in wenigen Minuten erfahren, wer es ausgeliehen hat, und den Betreffenden anrufen.

All das hat zur Folge, daß es in diesen Bibliotheken sehr wenige Aufseher und sehr viele Angestellte gibt, genauer gesagt eine Sorte von Funktionären, die halb richtige Bibliothekare und halb Hilfskräfte sind, gewöhnlich Studenten, die sich auf diese Weise *full-time* oder *part-time* ihr Studium verdienen. In einer Bibliothek, in der alle ständig umhergehen und sich Bücher aus den Regalen nehmen, bleiben dauernd irgendwo Bücher liegen, die nicht wieder eingestellt worden sind, also gehen diese Studenten mit enormen Drahtkorbwagen durch die Reihen, sammeln ein, was herumliegt, und kontrollieren, ob die Bücher mehr oder weniger da stehen, wo sie hingehören (sie tun es nie, was das Abenteuer der Suche steigert). In Toronto habe ich einmal fast keinen einzigen Band der *Patrologia latina* von Migne finden können: eine solche Zerstörung des Begriffs der Präsenzbibliothek würde einen sensiblen Bibliothekar verrückt machen, aber so ist es nun mal.

Für mich ist eine solche Bibliothek wie geschaffen, ich kann ganze Tage voller Seligkeit darin verbringen: Ich lese die Zeitung, nehme mir Bücher mit in die Cafeteria, gehe mir anschließend neue holen, mache Entdeckungen. Eigentlich war ich gekommen, um mich, nehmen wir an, mit englischem Empirismus zu befassen, statt dessen fange ich an, den Aristoteles-Kommentaren nachzugehen, irre mich im Stockwerk, gelange in eine

Abteilung, die ich von mir aus nie betreten hätte, lauter medizinische Bücher, aber dann stoße ich unversehens auf Werke über Galenus, also mit philosophischen Querverweisen... So erlebt, wird die Bibliothek zu einem Abenteuer.

* * *

Was sind aber nun die Nachteile dieser Art von Bibliotheken? Zweifellos Diebstähle und Zerstörungen: Trotz aller elektronischen Kontrollen ist das Bücherklauen in einer solchen Bibliothek viel leichter als in einer der unseren. (Allerdings hat mir erst kürzlich der Direktor einer berühmten italienischen Bibliothek erzählt, man habe einen Dieb entlarvt, der sich fünfundzwanzig Jahre lang in aller Ruhe die schönsten Inkunabeln mit nach Hause genommen hatte: Er besaß alte Bände mit Signaturen längst vergangener Bibliotheken, brachte sie mit, trennte die Seiten heraus, löste den Buchblock des zu stehlenden Bandes aus dem Einband, legte ihn in den alten Einband und ging mit seiner Beute hinaus; auf diese Weise muß er sich in fünfundzwanzig Jahren eine wunderbare Bibliothek beschafft haben.)

Diebstahl ist überall möglich, aber ich glaube, das Prinzip einer offenen Bibliothek mit freier Zirkulation ist, daß sie den Diebstahl durch Ankauf neuer Exemplare wettmacht, auch wenn es sich um antiquarische Bücher handelt. Ein Millionärsprinzip, gewiß, aber ein Prinzip. Die Grundfrage ist, ob man will, daß die Bücher gelesen werden können, oder nicht; will man es und wird dann ein Buch gestohlen oder zerstört, so kauft man eben ein neues. Kostbare Handschriften werden selbstverständlich in besonderen Abteilungen aufbewahrt und besser geschützt.

Der andere Nachteil dieser Art von Bibliotheken ist: Sie ermöglichen, fördern und beschleunigen die Xerozivilisation. Die Xerozivilisation, also die Zivilisation der Fotokopie, bringt zusammen mit allen Annehmlichkeiten, die das Fotokopieren bietet, eine Reihe von ernststen Problemen für die Verlage mit sich, besonders in rechtlicher Hinsicht. Vor allem betreibt sie den Zusammenbruch des Urheberrechtsbegriffs. Gewiß gibt es noch Widerstände: Geht man zum Beispiel in einer solchen Bibliothek, in der es Dutzende von Kopiergeräten gibt, zur offiziellen Kopierstelle, wo es billiger ist, und will sich ein ganzes Buch kopieren lassen, so bekommt man zu hören, das sei nicht möglich, weil es gegen das Urheberrecht verstoße. Aber wenn man genügend Kleingeld hat und sich das Buch selber kopiert, sagt niemand etwas. Außerdem kann man das Buch ausleihen und es

zu gewissen Studentenkooperativen bringen, die es praktischerweise gleich auf gelochtes Papier kopieren, so daß man die Blätter nur noch in einen Ordner einzulegen braucht.

Auch in diesen Kooperativen wird einem manchmal gesagt, sie könnten nicht ganze Bücher fotokopieren (andere tun es freilich, es hängt ganz davon ab, wie genau sie es nehmen). Ich hatte das Problem ein paarmal mit meinen Studenten. »Wir brauchen von diesem Buch dreißig Kopien«, sagt mir einer, »aber im Copyshop weigern sie sich, es zu kopieren, im Impressum steht, daß es urheberrechtlich geschützt ist.«

»Na gut«, sage ich, »dann besorgt euch genügend Kleingeld, macht euch eine Kopie am Kopierautomaten, bringt das Buch in die Bibliothek zurück und laßt euch dann im Copyshop neunundzwanzig Kopien der Kopie machen. Eine Fotokopie ist nicht urheberrechtlich geschützt.«

»Daran hatten wir gar nicht gedacht.« Dabei ist es so einfach, neunundzwanzig Kopien einer Fotokopie macht einem jeder beliebige Copyshop.

Das hat sich mittlerweile auf die Politik der Verlage ausgewirkt. Jeder wissenschaftliche Verlag ist sich heute darüber im klaren, daß seine Bücher fotokopiert werden. Infolgedessen druckt er seine Bücher in kleinen Auflagen von höchstens ein- bis zweitausend Exemplaren, die 150 Dollar kosten und nur von den Bibliotheken gekauft werden, wo die anderen sie sich dann ausleihen und fotokopieren. Die großen holländischen Verlage für Linguistik, Philosophie, Kernphysik usw. lassen heute ein Buch von 150 Seiten gut und gern 50 bis 60 Dollar kosten, eines von 300 Seiten kann bis zu 200 Dollar kosten, es wird an den begrenzten Kreis der großen Bibliotheken verkauft, und der Verlag weiß mit Sicherheit, daß alle Studenten und Forscher nur mit Fotokopien arbeiten werden. Wehe dem Wissenschaftler, der seine Bücher für sich haben möchte, er könnte sie nicht mehr bezahlen. Die Folge ist, daß die Preise weiter steigen und die Verbreitung weiter abnimmt. Welche Garantie hat also der Verlag, daß seine Bücher in Zukunft noch gekauft und nicht bloß fotokopiert werden? Die Preise müssen niedriger als die Kopierkosten sein. Da jedoch das Kopieren immer billiger und die Kopien immer besser werden, ergibt sich für den Verlag das Problem, wenn er seine Bücher ans breite Publikum und nicht nur an Bibliotheken verkaufen will, daß er sie so billig wie möglich drucken muß, also auf extrem schlechtes Papier, das bald spröde wird und, wie Untersuchungen der letzten Jahre gezeigt haben, nach ein paar Jahrzehnten zerfallen sein wird (das hat schon

begonnen: Die Gallimards der fünfziger Jahre zerbröseln wie trockenes Brot, wenn man sie heute durchblättert).

Dies führt zu einem weiteren Problem, nämlich einer rigorosen Selektion von oben zwischen denen, die überleben werden, und denen, die man vergessen wird. Mit anderen Worten: Autoren, die in den großen internationalen Verlagen publizieren, deren Bücher nur in den begrenzten Kreis der Bibliotheken gelangen und bis zu 300 Dollar kosten, werden auf relativ gutes Papier gedruckt und haben Aussichten, in Bibliotheken zu überdauern und fotokopiert zu werden, während jene, die nur bei Verlagen publizieren, die sich ans breite Publikum wenden, also zu Billigausgaben neigen, aus dem Gedächtnis der Nachwelt verschwinden werden. Wir wissen noch nicht genau, ob das gut oder schlecht sein wird, zumal heute Publikationen, die von großen Verlagen zum Preis von 300 Dollar exklusiv für die Bibliotheken gemacht werden, nicht selten Publikationen auf Kosten des Autors sind, des Wissenschaftlers oder der Stiftung, die ihn fördert, was nicht unbedingt immer eine Garantie für den Wert und die Würde des Publizierenden ist. Kurzum, wir nähern uns durch die Xerozivilisation einer Zukunft, in der die Verlage – jedenfalls die wissenschaftlichen – fast nur noch für die Bibliotheken publizieren werden, und dessen sollten wir uns bewußt sein.

Dazu kommt auf der persönlichen Ebene eine Fotokopierneurose. Die Fotokopie ist etwas sehr Nützliches, aber oft stellt sie auch nur ein geistiges Alibi dar: Wer die Bibliothek mit einem Stapel Fotokopien verläßt, hat in der Regel die Gewißheit, daß er sie nie alle wird lesen können, ja er wird sie nicht einmal alle wiederfinden, da sie leicht durcheinandergeraten, aber er hat das Gefühl, sich den Inhalt der Bücher angeeignet zu haben. Vor dem Aufkommen der Xerozivilisation hatte er sich lange handschriftliche Exzerpte in riesigen Lesesälen gemacht, und davon war stets etwas in seinem Kopf hängengeblieben. Mit der Fotokopierneurose wächst die Gefahr, daß man ganze Tage in Bibliotheken vergeudet, um Bücher zu fotokopieren, die man nie lesen wird.

* * *

Ich beschreibe die negativen Auswirkungen jener dem Menschen gemäßen Bibliothek, in der ich trotzdem froh bin zu leben, wann immer ich kann, doch das Schlimmste wird kommen, wenn eine Zivilisation der Lesegeräte und Mikrofilms die Zivilisation des Buches total verdrängt haben wird. Vielleicht werden wir eines

Tages noch jenen Bibliotheken nachtrauern, die von Zerberussen bewacht werden, die den Benutzer als Feind betrachten und ihn am liebsten von den Büchern fernhalten würden, aber in denen man wenigstens einmal am Tag einen gebundenen Gegenstand in die Hand nehmen konnte. Wir müssen uns also auch dieses apokalyptische Szenario vor Augen führen, um das Pro und Contra einer dem Menschen gemäßen Bibliothek abzuwägen.

Ich glaube, daß die Bibliothek der Zukunft mehr und mehr nach dem Maß des Menschen gestaltet sein wird, aber um nach dem Maß des Menschen gestaltet zu sein, muß sie auch nach dem Maß der Maschine gestaltet sein, vom Fotokopierautomaten bis zum Lesegerät, und dann wird es Aufgabe der Schule, der Kommunen etc. sein, die Jugend und die Erwachsenen im Gebrauch der Bibliothek zu unterweisen. Die rechte Benutzung der Bibliothek ist eine subtile Kunst, es genügt nicht, daß der Lehrer den Schülern sagt: »Wenn ihr die und die Arbeit macht, geht in die Bibliothek und holt euch das und das Buch.« Er muß den Schülern auch beibringen, wie man die Bibliothek benutzt, wie man ein Mikrofiche-Lesegerät benutzt, wie man einen Katalog benutzt, wie man sich mit den Verantwortlichen der Bibliothek auseinandersetzt, wenn sie ihre Pflichten versäumen, und wie man mit den Verantwortlichen der Bibliothek zu deren und aller Wohl kooperiert.

Im äußersten Falle, wenn die Bibliothek nicht potentiell allen offenstehen soll, müßte man Kurse einrichten wie zum Erwerb des Führerscheins, Kurse, die den Respekt vor dem Buch vermitteln und die Fähigkeit, es zu konsultieren. Eine sehr subtile Kunst, die zu lehren Aufgabe der Schule und der Erwachsenenbildung werden muß, denn die Bibliothek ist, wie wir wissen, eine Sache der Schule, der Gemeinde, des Staates. Sie ist eine Frage der Zivilisation, und wir haben keine Ahnung, wie unbekannt das Instrument Bibliothek den meisten noch immer ist.

Wer in der heutigen Massenuniversität lebt, wo hochbegabte und weltgewandte junge Wissenschaftler mit anderen jungen Leuten zusammenleben, die zum ersten Mal mit der Welt der Kultur in Berührung kommen, kann unglaubliche Geschichten erleben. Zum Beispiel kommt da zu mir ein Student und sagt: »Ich kann dieses Buch in der Bibliothek von Bologna nicht konsultieren, weil ich in Modena wohne.« Ich weise ihn darauf hin, daß es auch in Modena Bibliotheken gibt. »Nein«, antwortet er, »da gibt es keine.« – Er hatte noch nie von einer gehört.

Oder es kommt eine Doktorandin und sagt: »Ich habe die *Logischen Untersuchungen* von Husserl nicht finden können, in den

Bibliotheken gibt es sie nicht.« Ich frage, in welchen Bibliotheken sie gesucht hat. »Hier in Bologna«, sagt sie, »und auch in meiner Heimatstadt habe ich nachgesehen, da gibt es keinen Husserl.« Es kommt mir sehr merkwürdig vor, daß es die italienischen Übersetzungen von Husserl in der Universitätsbibliothek von Bologna nicht geben soll. »Na ja«, meint sie, »vielleicht sind gerade alle ausgeliehen.« – Oha, auf einmal lesen alle ganz gierig Husserl! Man sollte Vorsorge treffen, es wäre vielleicht ganz nützlich, seine Werke in mindestens drei Exemplaren dazuhaben ... Etwas muß faul sein im Staate Dänemark, wenn eine Doktorandin die Werke von Husserl nicht finden kann und ihr nie gesagt worden ist, daß es in der Bibliothek vielleicht jemanden gibt, den sie aufsuchen könnte, um ihn zu fragen, was es mit diesem Mangel auf sich hat. Eine Dystonie, eine Störung im Kommunikationsverhältnis zwischen Bürger und Bibliothek.

Bleibt schließlich die Grundfrage: Will man die Bücher schützen oder will man, daß sie gelesen werden? Ich sage gar nicht, daß man sich entscheiden muß, sie schutzlos zur Lektüre freizugeben, aber man muß sie auch nicht so schützen, daß niemand sie lesen kann. Und ich sage auch nicht, daß man einen Mittelweg finden muß. Man muß sich entscheiden, welchem der beiden Ideale man Priorität geben will, danach wird man den Realitäten Rechnung tragen und überlegen, wie man das sekundäre Ideal verteidigt. Soll das primäre Ideal die Möglichkeit zur Lektüre der Bücher sein, so muß man versuchen, sie so gut es geht zu schützen, aber im Wissen um die damit verbundenen Risiken. Will man primär das Buch schützen, so muß man nach Wegen suchen, die seine Lektüre erlauben, aber im Wissen um die damit verbundenen Risiken.

In dieser Hinsicht hat eine Bibliothek die gleichen Probleme wie eine Buchhandlung. Es gibt heutzutage zwei Arten von Buchhandlungen. Zum einen die seriösen, noch mit echten Holzregalen, in denen man, kaum eingetreten, von einem Herrn angesprochen und gefragt wird: »Ja bitte, was wünschen Sie?«, woraufhin man eingeschüchtert sofort wieder geht. In solchen Buchhandlungen wird vergleichsweise wenig geklaut. Aber dort wird auch wenig gekauft. Zum anderen gibt es die Supermarkt-Buchhandlungen, mit Plastikregalen, in denen man – besonders die Jugend – ungestört umhergeht, sich die Bücher ansieht, sich über Neuerscheinungen informiert, und dort wird viel geklaut, trotz aller elektronischen Kontrollen. Man kann dort Studenten überraschen, wie sie einander zuraunen: »He, schau mal, dieses Buch ist interessant, das gehe ich morgen klauen.« Dann werden

einschlägige Informationen ausgetauscht, zum Beispiel: »Paß auf, wenn sie dich bei Feltrinelli erwischen, geht's dir schlecht.« – »Na gut, dann gehe ich eben zu Marzocco klauen, da haben sie jetzt einen neuen Supermarkt aufgemacht.« Die Manager solcher Buchhandelsketten wissen jedoch sehr wohl, daß ab einer bestimmten Größe eine Buchhandlung mit hoher Diebstahlquote auch eine Buchhandlung mit hohem Umsatz ist. In Kaufhäusern wird sehr viel mehr gestohlen als in Drogerien, aber Kaufhäuser sind Bestandteil großkapitalistischer Handelsketten, während Drogerien zum relativ einkommensschwachen Kleinhandel gehören.

Übertragen wir nun diese Fragen des wirtschaftlichen Profits auf solche des kulturellen Gewinns, der sozialen Kosten und Nutzen, so stellt sich dasselbe Problem für die Bibliotheken: größere Risiken in der Frage des Schutzes der Bücher einzugehen, um dafür alle sozialen Vorteile einer größeren Verbreitung der Bücher zu haben.

* * *

Wenn also die Bibliothek, wie es Borges will, ein Modell des Universums ist, so sollten wir versuchen, sie in ein dem Menschen gemäßes Universum zu verwandeln, und dem Menschen gemäß, ich wiederhole es, heißt, auch fröhlich, auch mit der Möglichkeit, einen Kaffee zu trinken, auch mit der Möglichkeit,

daß Studentepärchen einen Nachmittag lang auf dem Sofa sitzen können, nicht um sich dort abzuknutschen, sondern um einen Teil ihres Flirts zwischen Büchern auszuleben, Büchern von wissenschaftlichem Interesse, die sie sich aus den Regalen holen und wieder zurückstellen. Mit einem Wort: eine lustvolle Bibliothek, in die man gerne geht und die sich allmählich in eine große Freizeitmaschine verwandelt, wie das Museum of Modern Art in New York, wo man ins Kino gehen, durch den Garten schlendern, die Statuen betrachten und eine komplette Mahlzeit einnehmen kann.

Ich weiß mich einig mit der UNESCO: »Die Bibliothek ... muß leicht zugänglich sein, ihre Pforten müssen allen Mitgliedern der Gesellschaft offenstehen, so daß jeder sie frei benutzen kann, ohne Ansehen von Rasse, Hautfarbe, Nationalität, Alter, Geschlecht, Religion, Sprache, Personen- und Bildungsstand.« Eine revolutionäre Idee. Und der Hinweis auf den Bildungsstand postuliert auch eine gewisse Erziehung, Beratung und Vorbereitung. Und noch etwas: »Das Gebäude, in dem die öffentliche Bibliothek untergebracht ist, sollte zentral gelegen sein, auch für die Behinderten leicht zugänglich und zu vernünftigen Zeiten geöffnet. Das Gebäude und seine Einrichtung müssen ansprechend, bequem und freundlich sein; und es ist vor allem wichtig, daß die Leser direkten Zugang zu den Regalen haben.«

Wird es uns je gelingen, diese Utopie zu verwirklichen?

Candida Höfer, Trinity College Library Dublin, 2004



Candida Höfer, Bibliothek Walter König Köln, 1998



Candida Höfer, Swiss Re Rüschtikon XVII, 2002



Candida Höfer, *Biblioteca Angelica Roma*, 2003



Candida Höfer, Biblioteca Cappuccini Redentore Venezia I, 2003



Ilma Rakusa, Mehr Meer. Erinnerungspassagen, Graz (Droschl) 2009, S. 268–270.

In der Bibliothek

Sie liegt fast am Newskij, gegenüber dem baumumstandenen Denkmal Katharinas der Großen: die Salytkow-Schtschedrin Bibliothek, wo ich ganze Tage verbringe. Um neun setze ich mich mit meinem Bücherstapel hin, vor sieben verlasse ich den Saal nicht. Oder nur, um in der dampfenden Mensa Pelmeny (Teigtaschen), Borschtsch oder Pfannkuchen mit süßer Quarkfüllung zu essen. Frische Salate und Obst sind inexistent, das müssen die Schweizer Vitaminpräparate ausgleichen.

Der Bibliothekssaal ist groß, 19. Jahrhundert, voll besetzt. Das Bibliothekspersonal gereizt, unfreundlich, kontrollsüchtig. Ohnehin muß alles in der Garderobe abgegeben werden. Bleiben Schreibblock und Kugelschreiber, Geldbörse und Papiertaschentücher (die Toiletten sind Plumpsklos ohne einen Fetzen Papier). „Dewuschka, den Ausweis bitte!“ Einmal, zweimal, dreimal. Manche Bücher sind „nicht ausleihbar“. Oder nicht an Ausländer. Hadern hilft nicht.

Aber es gibt genug zu tun. Was ich an Brauchbarem finde, schreibe ich ab, ich habe keine Wahl. Die zweitgrößte Bibliothek der Stadt verfügt über keinen einzigen öffentlichen Fotokopierautomaten. Das hat Logik, wo jede (private) Schreibmaschine staatlich registriert ist, damit keiner auf die Idee kommt, sie zur Vervielfältigung unerlaubter Schriften zu mißbrauchen. Samisdat – ein Schwerstverbrechen. Fehlte noch, Kopierer aufzustellen. Also exzerpiere ich halbe Bücher, bis ich über der lautlosen Tätigkeit einschlafe. Ja, gegen eins wird der Kopf schwer. Ich kreuze die Arme auf dem Tisch und bette ihn so, daß er sich zufrieden ausklinken kann. Vergessen der Saal, das keifende Personal, alles. Nadja ist weit, vor den Büchern fürchte ich mich nicht. Sie sind da und warten. Lebt wohl, bis bald.

Danach geht es leichter, die Aufmerksamkeit ist geschärft. Hat Baratynskij, dieser schwermütig-scharfsichtige Dichterkollege von Puschkin, nicht recht: „Mag doch der Stern auf falsch bemessner Bahn, / Verirrt wie nachts ein fremder Wanderer, / Sich bodenlosem Weltenabgrund nahn – / An seinem Platz er-

glüht ein anderer! / Es spürt die Erde keine Not dabei; / Das Ohr der Welt wird nichts erreichen / Von seines Sturzes namenlosem Schrei; / Voll Gleichmaß in des Äthers Reichen / Erstrahlt des Bruders neugebornes Licht, / Das hellauf grüßend zu den Himmeln spricht.“ Strophe 16 der Elegie „Der Herbst“, 1836/1837. Gut, daß mir niemand über die Schulter schaut. Gut, daß sowjetische Zensoren sich nicht an den alten Dichtern vergreifen, um ihnen auszutreiben, was sie im Revolutionsjargon „dekadenten Pessimismus“ nennen. Und seien es Zeilen wie diese: „O wir ertragen schwer / Das Leben, das ums Herz in wilder Welle sprüht, / Indessen das Geschick ihm enge Grenzen zieht.“

Sehen die Bibliotheksbenutzer um mich herum unglücklich aus? Auch Rentner sitzen da über ihren Büchern, vielleicht um sich in andere (bessere) Wirklichkeiten zu flüchten, oder weil es in der Kommunalwohnung kalt und laut ist. Wir lächeln uns manchmal zu wie alte Bekannte, schließlich verbringen wir hier eine Menge Zeit. Die Alten sind armselig gekleidet, haben Zahnlücken, aber wirken konzentriert. Wenn sie lesen oder vornübergebeugt kleine Zettel beschreiben. Auch ihnen bleibt das Exzerpieren nicht erspart. Mit dieser Beute gehen sie abends, frohgemut oder nicht, nach Hause. Um am nächsten Morgen wiederzukommen. Ihr Leben spielt sich zwischen Buchseiten ab, während sie vom Fleisch fallen.

Dürr die Rentner, ausladend die Bibliothekarinnen: vollbusig, stark geschminkt, mit blondiertem, hochtoupiertem Haar. Keine Frage, wer das Sagen hat. Wobei solche Amazonen auch unter Garderobefrauen, Verkäuferinnen, Mensaköchinnen an zutreffen sind, wohlgenährt, mit einem Anflug von Hysterie (Die schrille Stimme).

Alles in allem lebt es sich gut an diesem Ort. Insulär. Draußen Verkehr, Regen, Matsch und andere Unannehmlichkeiten, drinnen die Welt des Geistes, die ohne Lärm für bessere Aufregungen sorgt. Ich blättere in Originalausgaben und alten Zeitschriften (schon Papier und Typographie entzücken), Namen werden lebendig. Damit beginnt ein Dialog. Er ist ebenso wirklich wie der, den ich mit einer Galja anknüpfe,

nein, er geht tiefer. Und kein Ende abzusehen.

Guten Morgen, Puschkinsche Plejade, guten Abend.
Episteln, Epigramme, Elegien, Widmungsgedichte.
Baratynskij ist nur einer in diesem Freundeskreis, der
düsterste Stern. Aber der, dessen melancholischem
Schweif ich dreikönigshaft folge. („Wozu das Sein?
Der Erdenwelt Gestalten / Erscheinen wandellos, /
Wir kennen sie: nur Wiederkunft des Alten / Harrt in
der Zukunft Schoß.“)

Wenn die Tischlampen angeknipst werden und ihre
Lichtkegel ausbreiten, entsteht ein Gefühl wohliger
Vereinzelung. Jeder brütet über seinen Büchern, die
Blicke schweifen nicht mehr herum. Dagegen nimmt
das Ohr alles deutlicher wahr: das Knistern von Zei-
tungsseiten, Niesen, das Kratzen des Stifts.

Der Saal ist nur noch halbvoll, etwas wie Andacht
liegt in der Luft. Sie riecht nach Moder, Patschuli und
Kleister. Eigentlich wäre jetzt gut bleiben, wären nur
Rücken und Kopf frischer. Und der Magen gefüllt.

Ich gehe. Es ist kurz vor sieben, Katharina die Große
schon angestrahlt.

Werner Oechslin, „Die Quadratur des Kreises: Zur Entstehung einer Bibliothek“, in: Du: Die Zeitschrift der Kultur, 58 (1998) (Themenheft: Das Gedächtnis der Worte: Von Büchern und Bibliotheken).

„Das Buch: Mehrere zu einem Ganzen verbundene Blätter Papier oder Pergament. Ein Buch machen, d. i. mehrere Bogen Papier zu einem Buche miteinander verbinden.“ So Johann Christoph Adelung in seinem „grammatisch-kritischen Wörterbuch“ (1774). Die Erklärung dessen, was ein Buch – anders als die Schrift oder das Werk eines Autors – sei, bezieht sich vorerst auf den Herstellungsprozess des Objektes Buch. Doch mit den verschiedenen Papierbögen werden auch die darauf gedruckten Wörter und Sätze zu einem Ganzen zusammengefügt, ja fest zusammengebunden. Und irgendein Sinn wird es wohl sein, der darüber entscheidet, was denn zwischen die zwei Deckel zu liegen kommt. Im Zweifelsfall ist es allemal der Gegenstand Buch selbst, der gemäss Adelung ein Ganzes ergibt: insofern unmissverständlich und eindeutig. Das Buch ist physisch gegeben und als solches sinnlich erfahrbar.

Doch der Gedankengang führt notwendigerweise über das einzelne Buch hinaus. Wenn schon hier die Vermutungen zum Sinn und Inhalt jenes Ganzen gleich zu wilden Spekulationen – und hohen Erwartungen – führt, wieviel spannender wird es erst sein, wenn die Bibliothek, der meist unvermeidliche Aufbewahrungsort der Bücher, jene nächstgrössere Ganzheitsvorstellung im Sinne einer räumlichen Vereinigung von Büchern zur Debatte steht? Sollte jener ganzheitliche Sinn des einzelnen Buches nicht gleich wieder durch beliebiges Neben- und Durcheinander der verschiedenen Bücher geschmälert oder gar aufgehoben werden, dann müsste man auch der Bibliothek den Gehalt einer sinnvollen Einheit unterstellen! Allein, wie unendlich viel schwieriger als beim einzelnen Buch wäre dann eine inhaltliche, inhaltsbezogene Bestimmung jenes räumlich geschlossenen Gehäuses, das sich als Aufbewahrungsort von Büchern „Bibliothek“ nennt.

Die Bibliothek als aus dem Innern heraus konzipierte Einheit, allumfassend und systematisch und trotzdem notwendigerweise räumlich beschränkt und demzufolge selektiv? Mehr als ein zufälliges, von der Produktion der Bücher in erster Linie abhängiges Bücherlager! Bibliothekszuwachs nicht in Laufmetern proportional zum Angebot der Bücherherstellung! Wie

verhält es sich diesbezüglich in der heutigen Welt? Wie steht es ganz allgemein um das versammelte Wissen in der Bibliothek, wie um das Buch?

Was ein Buch, was eine Bibliothek sei, fragt man sich zu Recht: in Anbetracht der heutigen medialen, neu-babelischen Umstände um so mehr. Und da stellt sich das Thema meist als ein – symptomatisch – quantitatives dar. Auch das Buch wird im Zeichen von Rekorden, von (weiterhin) grenzenlosem Wachstum und unbeherrschtem Expansionsoptimismus – und der versuchten Bewältigung durch die Informationsmaschine – verhandelt. Wahr ist, dass ausgerechnet da, wo uns die Computerwelt Gewinn an Zeit – genauer: Geschwindigkeit – verspricht, sich jetzt auch in verschärfter Form ein Problem auftut. Zeit, das ist in der Tat ein kulturelles Thema von höchster Brisanz – und betrifft insbesondere (für den, der sich denn daran erinnern mag!) jenes sensible Instrument der Vergegenwärtigung einer über unsere beschränkte Lebenserfahrung und -dauer hinausreichenden kulturellen Wirklichkeit, das sich in Buch und Bibliothek zu erkennen gibt. Nein, nicht jenes Versprechen totaler Verfügbarkeit, bei der die letzten Zeitimpulse im Zippen und Zappen verschwendet werden und das Mediale sich bald nur noch selbst darstellt! Keine wilden Versprechungen, dass sich „demnächst alles auf Internet“ finde, wo doch die Aufnahmefähigkeit des Menschen eher konstant und defacto durch die Zunahme der Informationsangebote und -bedürfnisse rückläufig ist! Diese Euphorie hat sich längst überholt. Angesagt ist Ökologie. Die Wegwerf- und Abfallkultur bedarf längst – in Hard- wie in Software – der Korrektur. Das zu unkontrolliertem Wachstum führende *publish or perish* ruft nach vernünftiger Beschränkung. Und da, da also erscheinen jene alten nach Sinn und Ordnung inhaltlich aufgebauten Bibliotheken wie ein vielversprechendes, zukunftssträchtiges Modell.

Rêve s'il en fut jamais, Der Traum aller Träume, ist jener erstmals 1772 anonym publizierte utopische Text, *Das Jahr 2440* untertitelt. Darin geht es auch, wie der Autor Louis Sébastien Mercier in der vorausgehenden Zueignung beschreibt und wie es die Fiktion vorausgeeilter Zeit ganz besonders suggeriert, um

das Überleben kultureller Werte. Kultur als Langzeitdimension in Kompensation allzu kurzen menschlichen Lebens: „Das Denken überlebt den Menschen; und das ist sein rühmlichstes Erbteil.“ Die die begrenzte Lebenszeit aufhebende kulturelle Leistung ist das Vermächtnis menschlicher Existenz. Und weiter: „Das Denken erhebt sich aus seinem Grab, nimmt dauerhafte, unsterbliche Gestalt an; und während die Donnerschläge des Despotismus niedergehen und verhallen, überdauert die Feder eines Schriftstellers die Kluft der Zeiten oder straft die Herren des Universums.“

Der Traum jedes Kulturschaffenden, jedes Intellektuellen und Wissenschaftlers, dass etwas bleibe, ja „gültig“ werde und somit jeder Veränderung standhielte! Das würde, wenn es denn für alle in Erfüllung ginge, schnurstracks zu jener nimmer zu bewältigenden Fülle von Information und Wissen führen, das die Kritiker kritisieren und die Computerfachleute als (wenigstens elektronisch) problemlos beherrschbar darstellen. Und so gibt es wohl keine (kulturelle) Lösung, es sei denn, man lege an jenen Horizont linearer Bewusstseinsweiterung den Messpunkt strenger Selektion. Mercier illustriert eine solche Massnahme – im Jahre 2440 natürlich – mit einem Traum vom Besuch der *Bibliothèque du Roi*, die dannzumal immerhin noch diesen Namen trägt! Seine Geschichte? Nein, nicht jene vier immensen Säle mit den Tausenden von Büchern hätte er vorgefunden, und er hätte sich dessen mehr als einmal versichern müssen, nein, nur „un petit cabinet“ sei übriggeblieben. Und auf die Frage nach so grosser Veränderung hätte man ihm gesagt: eine Feuersbrunst wäre die Ursache gewesen. Allein, man hätte das Feuer selbst gelegt. Die weiteren Erklärungen stammen vom Bibliothekar selbst, ein veritabler *homme de lettres*, mit Erfahrung und Autorität. Und da sind sie nun, die in Utopie gehüllten, kritischen Bemerkungen zur eigenen Zeit, schon damals im Zeichen einer Papier- und Informationsflut: „Zu ihrer Zeit schrieb man, zum Hohn der Vernunft, bevor man dachte.“ Mercier diagnostiziert *ante litteram* das *publish or perish*, das Prinzip inflationärer Vermehrung bedruckten Papiers, das nichts ausser Acht lässt ausser jener vorsichtigen Verge-
 wässerung, ob der eine oder andere eigene Gedanke

nicht anderweitig schon zuvor zu Papier gebracht worden sei. Nein, dieses *gentleman's agreement*, sich zuerst nach der Welt auszurichten und sie zu befragen, bevor man sie mit seinen eigenen Ergüssen bekleckert, das ist nicht die Stärke von Internet – und der bei Mercier verurteilten zügellosen Buchproduktion. Dieser inflationären Welt aber, die sich vor lauter Drehen im Stillstand übt und die dies in ihrer äusseren Geschäftigkeit gar nicht erst bemerkt, dieser Welt setzt jener Bibliothekar im Jahre 2440 die Fiktion gegenüber, dass Gewichtung und Bedeutung als Eingangspreis vorab – und nicht eine davon unabhängige Leihgebühr hinterher – zu entrichten wären. Doch, wer fühlt sich heute noch dazu verpflichtet, seinen Mitteilungszwang durch eine Qualitätskontrolle zügeln zu lassen? Mercier nimmt dies nun einmal an.

Was also hätte die Masse jener – inzwischen verbrannten – Bücher enthalten: „Ils étoient pour la plupart des répétitions continues de la même chose.“ Immer dasselbe, vielleicht leicht variiert und doch nichts wirklich Neues! Auf den Scheiterhaufen also mit dieser Überproduktion. Auf einer weiten Ebene hätte man aus diesen nutzlosen Büchern eine Pyramide – so hoch wie der Turm von Babel – gebaut: auf ihrer Spitze die Zeitungen, in ihrer Mitte all die Kommentatoren und die Rechtsliteratur, aber auch fünfzigtausend Diktionäre, hunderttausend Gedichte, hundertsechzigtausend Reisebeschreibungen und eine Milliarde Romane. Das Ganze ein Opfer auf dem Altar der Wahrheit, des gesunden Menschenverstandes und des wahren Geschmacks! So hätten die Flammen die menschlichen Dummheiten *tant anciennes que modernes*, sowohl die alten wie die neuen, verschlungen. Dabei sei dies keineswegs nach den Regeln des Zufalls geschehen. Nein, man habe für die strittigen Fälle Kompilatoren eingesetzt und Resümées (für halbwegs Bedeutendes) hergestellt. Und so sei am Ende in jenem *petit cabinet* eben nicht Zufälliges, sondern Gültiges – zumindest aus der Sicht jenes Jahrhunderts – geblieben. Homer und Plato haben ihren Platz genauso verteidigt wie Vergil und Plinius und viele andere mehr. Von anderen, wie dem Rhetoriker Quintilian, ist nur ein dünnes Bändchen geblieben. Englische Autoren sind mit Vorzug behan-

delt und französische – dem Zeitgeist und Merciers persönlicher Einschätzung und Ranküne zufolge – zuweilen mit Häme bedacht. Voltaire, dessen schriftstellerisches Tun wohl doch einen zu hohen Tribut à *la faiblesse humaine*, der menschlichen Schwäche, gezollt habe, hätte sich gewundert, wie sein umfassen des Werk im engen Gestell zusammen geschmolzen sei. Ja, selbst die *Encyclopédie* wird auf diese Weise einer Kritik unterzogen, weil dort alles „par morceaux“, ausführlich Stück für Stück, und eben doch nicht gesamtheitlich dargestellt worden sei.

Merciers Erzählung von der auf ein *petit cabinet* reduzierten königlichen Bibliothek bleibt bloss ein Traum, wenn man will, auch bloss ein Angriff auf zeitgenössische literarisch-publizistische Exzesse. Zum ändern aber eröffnet er gleichwohl den Blick auf eine nach Inhalt und Bedeutung ausgerichtete selektive Idealbibliothek, die das Gültige, Kultur als Gesamtes darstellen und das Inflationäre der Papierflut möglichst vermeiden will. Die Grenzen, die Unwägbarkeiten seiner Vorstellungen kennt Mercier sehr wohl. Die Dinge, so der Autor am Ende jenes Kapitels, brauchen auf ihrem Gang – wie der Flusslauf hin zum Meer – Zeit. „Tout se fait à la longue.“ Es braucht Zeit! Vor allem jener Prozess, der das Einzelne zum Gültigen erhebt, ist der Zeit ausgesetzt. Wie bringt man dies unserer Welt bei, die gerade damit beschäftigt ist, auch jene bis anhin noch leidlich verschonten Restbereiche von Kultur und Wissenschaft dem Gebot des sich stets im Zeichen ewiger Gegenwärtigkeit Ein- und Überholens – wie beim Verfolgungsrennen der Fahrradprofis – zu unterwerfen? Wie sagt man der Welt, dass sie sich nicht ständig und ausschliesslich auf den Pionier- und Eroberungsstandpunkt stellen kann, bei dem das unmittelbare Durststillen, das Lechzen nach Neuem im Vordergrund stehen?

Zeit, nicht Geschwindigkeit, ist ein Wesensmerkmal des Kulturbegriffs – und betrifft mittelbar jene Kulturwerkzeuge wie das Buch und die Bibliothek. Dabei spielt der Unterschied zwischen dem Ganzen und der Summe der Teile – im oben ausgeführten Sinne – eine durchaus bedeutende Rolle. Aus unzähligen Handlungen, „die in gleicher Richtung wirken“, entstehen kulturelle Gegebenheiten – beispielsweise

in der Sprache – und bewirken auch deren Veränderungen, so Ernst Cassirer. Und in solchen Kulturformen schafft sich der Mensch „gewissermassen einen neuen Körper, der allen gemeinsam zugehört“. Darin ist man dann, wenn man sich bildlich oder sprachlich ausdrückt, „einverleibt“. Insofern bedeutet Kultur eben nicht nur Umbildung, sondern ist „Bildung“, führt nicht nur zu Veränderungen, sondern auch stets „zu bleibenden Gestaltungen“. Die kulturelle Tat als Verdichtung „zum Sein“!

Lässt sich diese Vorstellung auf die Bibliothek übertragen? Den Körper kann man im Bibliotheksgehäuse schnell ausmachen. Das Aktive kultureller Tätigkeit, das ständige Verändern (durch Neuzugänge), das sich gleichzeitig „zum Sein verdichtet“ und dabei „in dieser Verfestigung“ den „Ursprung nicht verleugnet“, es wird vom Bibliothekar der *Biblioteca Parmense*, Paolo Maria Paciaudi, am Ausgang des 18. Jahrhunderts eingehend beschrieben. Wie stelle ich die Bücher auf, so der Ausgangspunkt, damit diese – zugegebenermassen hohe – Erwartung eingelöst werden kann, damit aus der blossen Anhäufung von Büchern eine Bibliothek entsteht? In eben jenem Sinne kontinuierlichen Tuns erfindet Paciaudi nicht irgendeine neue Methode, sondern besinnt sich auf Vorgänger und zudem auf die tägliche Erfahrung, um dann festzustellen, welches der systematischste Bezug zwischen Büchern und welches ihre regelmässigste Aufstellung sei. Die Quadratur des Kreises! Paciaudi bemüht die Geschichte der Bibliotheken, erinnert sich der alexandrinischen Bibliothek und daran, dass Eratosthenes von Cyrene sämtliche dort verwahrten Bücher – auf Grund ihrer Aufstellung – gekannt haben soll und dass Hyginus auf ähnliche Weise die Bücher der Palatina in seiner Vorstellung wie ein Gemälde ausgebreitet habe. Die alten mnemotechnischen Methoden werden bemüht: Ortszuweisung als operative Stütze des Gedächtnisses, die Ergänzung des rein kognitiven Aktes durch die Sinneswahrnehmung. Analog dazu wird die Aufstellung der Bücher in der Bibliothek angegangen. Die innere Zugehörigkeit der Bücher bestimmt deren Anordnung und Aufstellung im Regal. So kann Paciaudi nach vollbrachter Tat ausrufen: „mentalmamente architettato!“ Seine Bibliothek ist geistig aufgebaut. Zur Illustration verwendet er

– sehr modern – Begriffe wie Verkettung und Vernetzung. Und dies ist eine wissenskonstituierende Aufgabe. Sie kann, soll Cassirers Kulturbegriff Genüge getan werden, nicht willkürlich oder rein zufällig vonstatten gehen, sondern muss vielmehr modellhaft einige gültige oder zumindest vorbildhafte, leitbildähnliche Vorstellungen berücksichtigen. Gleichwohl wird Veränderung stattfinden, werden Bücher neu hinzukommen. Sie werden nicht nur Lücken füllen, sondern auch das System verändern. Die erste und zweite Aufstellung sind also bloss provisorisch, aber keineswegs zufällig. Je länger dieser Vorgang dauert, um so kleiner werden die Lücken. Der „richtigen“, gültigen Ordnung nähert man sich an. Am Ende und doch unerreichbar steht Vergils Spruch zu den von den Sibyllen verwahrten Büchern: „lila manent immota locis, neque ab ordine cedunt.“ Diese haben ihren festen Ort, von dem sie nicht weichen. Bekanntlich sind die Sibyllen nicht nur sehr alt, sie künden auch von der Zukunft.

Was für ein schier unmenschliches Anforderungsprofil! Der Bibliothekar soll nicht nur die Bücher dauernd neu ordnen, bis sie ihren endgültigen Platz in einer fernen Zukunft einnehmen werden, er soll auch grundsätzlich für die Inhalte, mehr noch für den gesamten Bildungskörper einer Bibliothek zuständig und verantwortlich sein. Paciaudi hat seine *Memoria* wohl doch nicht bloss aus Versehen zurückbehalten und ihre Publikation (1815) der Witwe überlassen. Wer möchte täglich hin stehen und begründen, weshalb er dieses Buch aufnehmen, jenes aber zurückweisen wolle? Umgekehrt, wie reizvoll ist doch jene kontinuierliche Arbeit am Ganzen. Das Risiko allzu individuell bestimmter Selektion lässt sich in Anbetracht einer sich beliebig ausdehnenden Papierflut einigermaßen vertreten, auch wenn nicht alle Bibliothekare Leibniz und Lessing heissen.

Was sagt dazu die Frühgeschichte der Bibliothekskultur? W. A. Becker führt im ersten Band der *Real-Encyclopädie der classischen Alterthumswissenschaft* (1837) Peisistratos als ersten Gründer einer Bibliothek an. Der athenische Tyrann ist kein Intellektueller und kein Bibliothekar. Und auch wenn er sich selbst gemäss Becker nicht „auf ein unkritisches

Anhäufen von Schriften“ beschränkt habe, so habe er letztendlich das Sammeln der Bücher berufeneren Leuten, „geeigneten Männern“ übertragen. Geeignete Männer sind mithin solche, die sich eine kompetente Meinung dazu bilden können, welche Titel aufgenommen werden, welche anderen aber den Schutz solcher Zeitlosigkeit nicht verdienen. Damit ist wie im Beispiels Merciers, der die Kirchenväter verbrennt und dafür Alexander Pope und Edward Young in den Himmel lobt, das Risiko solchen Vorgehens beschrieben. Daran kommt man nicht vorbei. Aber es gibt ja nicht nur eine Bibliothek. Es gilt auch diesbezüglich die *pluralité des mondes*. Exzesse lassen sich vermeiden, die sich aus moderner Sicht mit den Bibliotheken „der ganz berühmten Menschen“ verbinden und als „alte romantische Ungeheuerlichkeiten“ dargestellt werden, was zumindest nicht weniger attraktiv als das ist, was der Kritiker solcher Zustände, der Brünner Stadtbibliothekar Mahner, in den zwanziger Jahren als (alternative) „Durchschnittsbibliothek des heutigen Intelligenzlers“ beschrieben hat. Vor solchen Zufälligkeiten schützt in beiden Fällen der Kultur- und Bildungsbegriff Cassirers, der die individuelle kulturelle Tat ins Gültige verlängert. Und natürlich beginnt gerade erst hier die wirkliche Auseinandersetzung. Bildung sei mit der „Eigentümlichkeit des Subjekts“ identisch, meint Karl Rosenkranz einleitend in seiner Frühschrift der Ästhetischen und poetischen Mitteilungen (1826). Auch dies muss nicht zwingend negativ, einschränkend gelesen werden. Es wird Menschenwerk verhandelt. Da scheiden sich dann die Geister, was gültiger sei oder eben nicht und wieso. Mercier lässt die Poesien verbrennen, während der Historiker und Mythologieforscher Friedrich Creuzer vom umgekehrten Ende her denkt: „Daher ist denn auch die Poesie philosophischer und nützlicher als die Geschichte. Denn die Poesie geht mehr auf das Allgemeine, und die Geschichte auf das Besondere.“ Rousseau liefert dazu die Variante mit anderen, jedoch stets die Notwendigkeit sinnstiftender Geistestätigkeit voraussetzenden Vorzeichen: „Die Geschichte, wenn man eine hat, muss die Tatsachen beibringen, die die Dinge verbinden; hat man keine, so muss die Philosophie die ähnlichen Tatsachen bestimmen, die sie verbinden.“ Was für eine Bibliothek ist das, die gerade solche Fragen – und die zugehö-

rigen Antworten – zum Inhalt hat! Wo Zusammenhänge nicht von vornherein gegeben sind, kann oder soll sie der Mensch schaffen. Man bewegt sich auf der Ebene der Wahrscheinlichkeiten, der Analogien und Spekulationen – und noch etwas moderner: der Modelle. Das ist Sinnstiftung, plausibel auch ausserhalb der reinen, finalen Wahrheitsfindung. Gerade die in jener Zeit aus der Taufe gehobene *philosophie de l'histoire*, die Kulturgeschichte, hat sich dieser Spekulation angenommen. Von ihr, der Kulturgeschichte, sagt Cassirer, sie sei erstaunlich jung, und das ist sie wohl bis heute geblieben und soll sie auch bleiben, damit auf dem Weg zum fernen Ziel jenes „immotament“ der Bücher nicht frühzeitig als Erstarrung eintrete. Aktiv sei die Bildung, und dies ist Garant genug für das Leben von Bibliotheken kulturgeschichtlichen Zuschnitts.

Wo immer Wissen – so eben auch in Form der im Gestell aufbewahrten Bücher – nicht vereinzelt und auch nicht zufällig, sondern inhaltlich vernetzt versammelt ist, wird sich solche Aktivität entzünden können. Der besondere Vorteil jener nach Paciaudis Muster in alter mnemotechnischer Tradition konzipierten, im wörtlichen Sinne übersichtlichen Bibliothek ist der, dass der Benutzer über die eigenen Sinne und ohne Umwege den unmittelbaren Zugang zu den Büchern findet, dass er mit seinen Augen und danach tastend mit seinen Händen auch noch das „in guter Nachbarschaft“ befindliche Buch – so Aby Warburgs berühmtes Diktum – ergreift und das (für ihn) Neue entdeckt, um darauf aufbauend vielleicht zu tatsächlich Neuem zu gelangen. Claude Clément hat 1635 den Vorzug einer auf diese Weise vorgedachten Bibliothek so beschrieben, dass vor uns die grossen Erfinder der Vergangenheit *diunoctaque*, Tag und Nacht, gearbeitet und uns die „Scheunen des Gedächtnisses“ hinterlassen hätten. *Comparanda eruditio*: über alle Zeit hinweg lässt sich dies verwenden und – nicht erst nach mühseliger Rekonstruktion – im Vergleich erproben. Man stelle sich ein Trojanisches Pferd aus Holz wie das der Bücherregale vor. Heraus treten nicht die griechischen Kämpfer – von Jonathan Swifts *Battle of the books* vielleicht abgesehen –, sondern Sokrates, Plato, Aristoteles und all die anderen, die schon vorgedacht haben. Die Auswahl

dessen, was weitergedacht wird, erfolgt dabei nach immer erneuerten (und verfeinerten) Gesichtspunkten und gibt sich als Antithese zu jenem auf Vollständigkeit bedachten, endlosen Ansammeln von Wissen, das schon bei J. G. Krünitz' *Oeconomischer Encyclopädie* zur Feststellung Anlass gab: „Bei dem Artikel ‚Leiche‘ wurde er selbst zur Leiche.“ Man nähert sich statt dessen einer Philosophie der Geschichte der Menschheit. Dort, bei Johann Gottfried Herder (1784), steht das Axiom: „Der Mensch ist zu feinem Sinnen, zur Kunst und zur Sprache organisiret.“ Und Johann Christoph Adelung, der 1782 seinen *Versuch einer Geschichte der Cultur des menschlichen Geschlechts* vorlegt, sucht das Fremdwort „Cultur“ als „Verfeinerung, Aufklärung, Entwicklung der Fähigkeiten“ zu begreifen. Nein, Kulturgeschichte ist nicht rückwärtsgewandt, aber natürlich auch nicht geschichtsblind um den Preis des scheinbaren Vorteils eines naiven, unvoreingenommenen neuen Blicks auf die Fakten. Weshalb sollte nicht gerade die Bibliothek – wenigstens in einigen wenigen Fällen – diese kulturgeschichtliche Hypothese der begründeten Zusammensicht, des unverzichtbaren Verbindens aufnehmen wollen? Ein „neuer Körper“ im Sinne eines Bildungsinstruments, „der allen gemeinsam zugehört“, als Alternative zu jenen der Unübersichtlichkeit preisgegebenen unendlichen Geröllhalden blossen Wissens. Nicht das Sammeln und Aufbewahren vereinzelter Wissens macht die Bibliothek aus, sondern An- und Abwesenheit, ein Kommen und Gehen, das aus der Distanz und im Vergleich Erfasste, wie dies Giulio Camillo als *primo artificio* beschreibt. In der Bewegung, nicht im Stillstand und trotzdem mit dem Modell einer gültigen Ordnung stets vor Augen stellt sich die kulturgeschichtliche Bibliothek dar. Es kommt und geht und ist doch stets vorhanden.

Michael Hagner, *Buchkritik als Kulturkritik*, Basel 2014 (*Jacob Burckhardt-Gespräche auf Castelen* 28), Kapitel „Bibliophobie in den Geisteswissenschaften“.

[...] In den Geisteswissenschaften sieht die Situation ein wenig, aber nicht ganz anders aus. Auch hier gibt es einladende, lockende, unverblümete und bisweilen auch drohende Aufforderungen, die Mitglieder der verschiedenen Communities mögen doch endlich vermehrt die Möglichkeiten des Internets nutzen. Im Umkehrschluss ist dann die Rede von „netzresistenten deutschsprachigen Geistes-, Sozial- und KulturwissenschaftlerInnen“. Auch hier darf man fragen: Wieso sind sie so resistent, wenn doch die Möglichkeiten der wissenschaftlichen Internetforen, Blogs und Social Media so fabelhaft sind? Empirisch befriedigende Antworten darauf liegen nicht vor, aber folgende – keineswegs erschöpfenden – Aspekte könnten in Frage kommen, sofern man sich nicht mit der frommen Formel von der Rückständigkeit und Ahnungslosigkeit der Geisteswissenschaftler zufriedengeben möchte.

Erstens ist der sachlich gebotene Erkenntnisgewinn, der auf wissenschaftlich ambitionierten Weblogs wie Archivalia geboten wird, nicht mit dem zu vergleichen, der sich bei der Lektüre von Büchern und Aufsätzen einstellt, egal in welchem Medium man sie liest. Das spricht keineswegs gegen die Brauchbarkeit solcher Aktivitäten, wohl aber gegen ihre epistemische Priorisierung. Zweitens ist der Informations- und Kommunikationsbedarf der Geisteswissenschaftler vielleicht doch nicht so ausgeprägt, wie es die Offerten der Weblogs nahelegen. Archivalia oder auch *hypotheses.org* sind so etwas wie digitale Kaffeeküchen, in denen man sich über Nahliegendes und Aktuelles, mitunter auch über Fernliegendes und Altes informieren und austauschen kann. Das ist praktisch und gut für diejenigen, die sich orientieren wollen, aber daraus leitet sich selbstverständlich nicht ab, dass eine solche Plattform andere Formen und Foren des Schreibens und Veröffentlichens ersetzen könnte. Drittens schließlich scheint das Netz als Reputationsgenerator schlecht zu funktionieren. Selbstdarstellung im Netz schafft zumindest in den Communities, die ich überblicke, keinen Ansehensgewinn. Und die relevanten, innovativen, provozierenden oder einfach gelehrten Texte sind in den mir bekannten Wissensfeldern allesamt in gedruckten Büchern oder Zeitschriften erschienen, auch wenn

diese nicht selten kurze Zeit nach ihrem Erscheinen als illegale Kopien im Netz zirkulieren.

Auch hier gilt, ähnlich wie in der Literatur: Im Grunde weiß jeder, dass es sich mehr oder weniger so verhält. Gedruckte und liquide Medien erfüllen sehr unterschiedliche Aufgaben, aber die Reaktionen darauf spülen fast automatisch kulturkritische Nervositäten und Fahrlässigkeiten an die Oberfläche.

Als Valentin Groebner in diesem Zusammenhang die Überlegenheit des Buches für seinen Bereich, die Geschichte des Mittelalters und der Renaissance, konstatierte, kam in einer einzigen Blog-Replik so einiges zusammen, am auffälligsten die Verteidigung des Mittelmaßes. „Wissenschaft ist nicht nur Hochgebirge“, heißt es, „wo Groebner und ein paar andere Feuilleton-Liebhaber Zitierte-Seilschaften bilden, es ist auch Mittelgebirge oder sogar mühevoller Ebene.“ Die verschwörungstheoretischen Elemente der Kulturkritik einmal weggelassen, ist es richtig, dass es in jeder Wissenschaft und wohl in allen organisierten menschlichen Tätigkeiten, die auf Leistung beruhen, Hochgebirge und Ebene gibt und geben muß, doch wenn das Hochgebirge kein anzustrebendes Ideal mehr darstellt – mag es auch längst nicht jeder erreichen – dann schafft diese Wissenschaft sich selbst ab. Auch hier gilt wie in der Literatur oder im Fußball das Prinzip von Verknappung und Auswahl. Nicht jeder Schriftsteller oder Gelehrte findet Aufnahme in Gallimards *Bibliothèque de la Pléiade*, und nicht jeder Fußballspieler erhält einen Vertrag bei Real Madrid. Käme aus diesem Grund jemand auf die Idee, die *Pléiade* oder Real Madrid abzuschaffen und die Alleinherrschaft der Selbstverlage und der Kreisklasse auszurufen? Nichts gegen selbstverlegte Bücher. Sie können – wie es gegenwärtig auf einem ganz anderen Gebiet, nämlich jenem der Fotobücher geschieht – höchst überraschend und inspirierend sein. Aber diese Energie würde sofort wieder verschwinden, sobald der Eigenverlag zum alleinseligmachenden Geschäftsmodell erhoben wird.

Die in Blogkommentaren nicht selten zum Ausdruck kommende Mischung aus Minderwertigkeitskomplex und Aggressivität dürfte daher rühren, dass digitale

Geisteswissenschaftler ständig das Gefühl haben, ihre Netzaktivitäten würden für minderwertig gehalten und nicht die ihnen gebührende Anerkennung finden. Das ist insofern nachvollziehbar, als digitale Publikationen – wie schon angedeutet – im akademischen Reputationssystem nur eine marginale Rolle spielen. Im Hinblick auf digitale Zeitschriften, die sorgfältig gearbeitete, konzentrierte und originelle Texte publizieren, scheint mir diese Marginalisierung nicht ganz gerechtfertigt zu sein. Jedem Autor sollte es selbst überlassen sein, ob er seinen Text lieber im Netz oder lieber auf Papier sehen möchte. Der Punkt ist nur, dass sich Reputation nicht an der Frage Netz oder Druck entscheidet, sondern an der Güte und Originalität der Veröffentlichungen. Wenn aus der Netzarbeit zu wenige gehaltvolle Abhandlungen resultieren – von buchlangen Texten ganz zu schweigen –, kann man natürlich fordern, es sollten sich endlich mehr Leute an diesem Projekt beteiligen. Doch mit dem Säbel zu rasseln, wenn das nicht passiert, Drohungen auszustoßen und den Untergang der Geisteswissenschaften voraus zusagen, ist eine ziemlich groteske Pointe der Kulturkritik, die auch dadurch nicht besser wird, dass fundamentalistische Wissenschaftsgurus wie Steven Pinker eifrig sekundieren.

Wenn Internetpublikationen irgendwann von der Mehrheit der Forschenden als überlegen angesehen werden sollten, dann wird es so sein. Auch Reisende sind irgendwann nicht mehr mit der Kutsche, sondern mit dem Zug oder mit dem Auto gefahren. Vielleicht ist das aber auch der falsche Vergleich. Es könnte durchaus so sein, dass auch in den Geisteswissenschaften der Weg vom Print zum Netz nie ganz zu Ende gegangen wird. So oder so erscheint es erst einmal ratsamer, alle zur Verfügung stehenden Instrumente zu nutzen, auch wenn diese noch in neuer Weise zusammengebracht werden müssen. Das soll heißen: Wege zu finden, die die Stärken papiergebundener und digitaler Kommunikations- und Publikationsformen würdigen, und, wo es passt, auch zusammenbringen.

Es wäre auch ganz falsch, sich in der schönen Gewissheit zu wiegen, dass mit dem herkömmlichen

Publikationssystem in wissenschaftlichen Verlagen und überhaupt mit der Verfasstheit der Geisteswissenschaften alles zum Besten bestellt sei. Nur wird eine produktivere Diskussion dieser und anderer Themen wie beispielsweise Digital Humanities durch die unselige Verbindung von Kulturkritik und Heilserwartung, im Verbund mit dem antiintellektuellen Gestus der Bibliophobie, eher verhindert als befördert. „Geruch und Gewicht des Buches“, schreibt der schon erwähnte Kohle, „liegen dem deutschen Geistesmenschen – insbesondere in seiner Sonderform des Professors – eben mehr als die Ungreifbarkeit und Fluidität des Digitalen. Die Schwere des Buches liefert ihm ein Pendant für die Schwere des Gedankens. Die remix-culture des Internets gefährdet die Unantastbarkeit seines individuellen Geistesblitzes.“ Natürlich, diese Worte sind selbst ein – wohl unbeabsichtigter – Remix von Theodor Lessing 1932, nur basieren sie auf einigen offensichtlich verbreiteten Missverständnissen.

Gegen Remix ist überhaupt nichts einzuwenden – weder in Malerei, Fotografie, Film, Musik und Literatur noch in den Geisteswissenschaften. Das Netz bietet fabelhafte Möglichkeiten der Produktion und Zirkulation, aber es muss auch irgendetwas geben, was gemischt werden kann, und das sind, so weit ich sehe, häufig eben jene Produkte oder Werke, die im kulturellen Gedächtnis verankert sind. Remix mag Kommentar, Parodie oder Verfremdung sein, in jedem Fall ist er auch Verbeugung. Wer sollte also – Urheberrechtsfragen mal aus geklammert – Angst vor der remix-culture haben, so lange das ursprüngliche Werk nicht diffamiert oder verfälscht wird und – das gilt eher für wissenschaftliche Zusammenhänge – der expliziten Kenntlichmachung unterliegt? Nur die Vorstellung, dass alles und jedes Remix wäre, hat ungefähr den gleichen Erkenntniswert wie die Behauptung, dass das Internet ein Remix des antiken Götterboten Hermes ist. Mag sein, aber dann wäre eben nichts Neues unter der Sonne.

Doch dass jenes Neue, sei es in der Kunst, in der Wissenschaft oder sonstwo, das Ergebnis eines „Geistesblitzes“ darstellen soll, wie Kohle polemisch unterstellt, ist Unfug. Nichts hat sich seit Max Webers

Zeiten geändert: „Der Einfall ersetzt nicht die Arbeit.“ Aber natürlich wusste er auch: „Und die Arbeit ihrerseits kann den Einfall nicht ersetzen oder erzwingen, so wenig wie die Leidenschaft es tut.“ Vom romantischen Eingebungs-Pathos ist das denkbar weit entfernt, und trotzdem vermag der Geistesblitz immer noch kulturkritische Funken zu schlagen. Jeder mag bei sich unterm Sofa nachschauen, warum das so ist, nur mit den erheblichen, langwierigen Mühen des Bücherschreibens hat das nichts zu tun.

Stattdessen wird der „Autor“ als lebensfremdes „Replikat der Genieästhetik des 18. Jahrhunderts“ durchs digitale Dorf gejagt. Die hinlänglich bekannten Debatten um den Tod des Autors haben inzwischen so ziemlich den gleichen Appeal wie jene über die Willensfreiheit – nämlich überhaupt keinen. Es gibt Neurowissenschaftler, die zeigen mit dem Finger auf das Gehirn und verkünden, dass es keine Willensfreiheit gebe. Dabei begreifen sie nicht, dass es sich hier keineswegs um eine Entität handelt, die im Gehirn zu bestätigen oder zu widerlegen wäre, sondern um ein Konzept, das historischen Wandlungen unterliegt und so lange seine intersubjektiv verbindliche Gültigkeit behalten wird, wie eine hinreichende Anzahl von Menschen der Ansicht ist, dass Willensfreiheit ein brauchbarer Begriff ist, um bestimmte Aspekte menschlichen Tuns und Denkens erklären zu können. Es gibt auch Leute, die zeigen mit dem Finger auf einen Text und behaupten, dass es keinen Autor gebe. Die wiederum begreifen nicht, dass ein Text weder absolut voraussetzungslos noch durch vorangegangene Texte vollständig determiniert ist. Auch beim Autor handelt es sich um ein historisch variables Konzept, das die Zu- und Einordnung von Texten zu erleichtern versucht.

Das Konzept des romantischen Autors war einmal ziemlich wirkmächtig, und in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts war die Formel vom Tod des Autors hilfreich, um sich davon zu emanzipieren. Aber wer glaubt heute noch an das genieästhetische Autor-Konzept außer denjenigen, die sich in kulturkritischen Grabenkämpfen verheddern? In einem unkontrollierten Blog kann man so etwas mal eben hinschreiben, in einer redaktionell gut betreuten

Zeitschrift würde das einfach gestrichen werden. Nach den Auseinandersetzungen mit den Thesen von Barthes und Foucault hat sich ein unemphatischer Begriff des Autors entwickelt, der von der Überlegung ausgeht, einen Text in wissenschaftlicher und juristischer Weise zu adressieren.

Für Texte werden Autoren – ganz banal – gelobt oder kritisiert, belohnt oder bestraft, und man kann sie zur Verantwortung ziehen, wenn sie „die Schwere des Buches“ mit der „Schwere des Gedankens“ in einen Topf werfen. Doch wen soll man adressieren oder gar zur Verantwortung ziehen, wenn man es mit einem der liquiden digitalen Texte zu tun hat, der sich ohne Ziel ständig verändert und auf der Weisheit der Vielen basiert? Man kann mitmachen oder lässt es bleiben, aber es gibt kein Außen mehr, von dem aus ein solcher anonym-kollektiver Text gegen andere Texte abgewogen werden könnte. Es bleibt nur noch Engagement, während Distanzierung kassiert wird.

Womit wir wieder bei McLuhan wären. Der individualistische Intellektuelle, ausgestattet mit dem Buch als Machtinstrument, räumt die Bühne für den völlig transparenten, schnell reagierenden Netzskeptiker, der seinen Beitrag zu einem sich ständig verändernden, unendlichen Text leistet. McLuhan selbst hat sich diese Verschiebung mit einer Mischung aus Horror und Heilserwartung vorgestellt. Aber wird es wirklich so kommen? Niemand kann im Moment voraus sehen, in welche Richtung sich das Internet entwickeln wird. Eine Möglichkeit ist tatsächlich der Wegfall von Hierarchien und Zentren, aber auch von Zwischentönen und Außenseiterpositionen. Jürgen Habermas hat im Hinblick auf das Internet die These vertreten, dass „die Beiträge von Intellektuellen die Kraft [verlieren], einen Fokus zu bilden.“ Das mag so sein, oder auch nicht. Medienwechsel haben in der Vergangenheit nur kurzfristig, in einer Zeit der Unübersichtlichkeit, zu Enthierarchisierungen geführt.

Als mit Gutenberg der Buchdruck aufkam, fürchteten klerikale Eliten um ihr Deutungsmonopol. Zu Recht, aber alsbald bildeten sich neue Hierarchien. Als das Buch zum Massenphänomen wurde, fürchteten Autoren wie Nietzsche um die Güte des Buches, aber natürlich gab es auch im 20. Jahrhundert intellektuelle

Foki, für die bestimmte Bücher den materiellen Garant bildeten. Als das Taschenbuch nach dem Zweiten Weltkrieg seinen Siegeszug antrat, sah Enzensberger die Bildung zum Konsumgut verkommen, und doch versah kurze Zeit später die edition suhrkamp (und in ihrem Gefolge weitere Taschenbuch-Reihen) eine ganze Generation von Studenten mit dem notwendigen theoretischen und literarischen Rüstzeug, um die Koordinaten für das gesellschaftliche Miteinander neu zu ziehen. Und so könnte es auch mit dem Internet kommen: Nach einer Zeit der Entdifferenzierung, des babylonischen Gebrabbers und der Schwarmintelligenz bilden sich neue Foki, Kanons und Hierarchien heraus, neue Kristallisations- und Orientierungspunkte, die die Meinungsbildung ähnlich dominieren wie sagen wir vor 40 Jahren der Suhrkamp Verlag. Gut möglich also, dass die nächste Enttäuschung einer medialen Heilserwartung uns bevorsteht.

Trotz möglicher Desillusionierungen: In welche Richtung auch immer sich Forschen und Publizieren im Netz zukünftig entwickeln mag, wir werden uns dem nicht entziehen können und es auch nicht wollen. Wir werden die Möglichkeiten nutzen, uns und unsere Texte weiterentwickeln, aber es scheint ratsam zu sein, sich in jene paradoxe Haltung von Engagement und gleichzeitiger Distanzierung einzuüben, und das bedeutet, sich nicht mit Haut und Haaren der einen Sache zu verschreiben, sondern auf der Hut zu bleiben, verschiedene Angebote zu prüfen, Alternativen auszuprobieren und sich zu seinen Vorbehalten zu bekennen. Diese Haltung erweist sich gegenüber jedem Medium mit Absolutheitsanspruch von Vorteil. Solange das Buch konkurrenzlos war, war es angemessen, auch als Mitglied dieses Medienkosmos eine gewisse Skepsis zu bewahren. So gelesen, wäre Nietzsches Buchkritik als wirkungsvolles Remedium gegen Verstopfungen aufzufassen. Solche Kritiken und Distanzen sind selbst Teil der Buchgeschichte, denn in den ungefähr 560 Jahren ihrer Geschichte haben Bücher längst nicht einen so guten Ruf genossen, wie es manche Enthusiasten und auch Totengräber des Buchesglauben machen wollen. Kritische Infragestellung trug zur historischen Entwicklung des Buches selbst bei. Wenn sich irgendwo die Do-

minanz einer Buchkonzeption abzeichnete, setzten gegenläufige Tendenzen ein. Beispiele aus nicht allzu vergangener Zeit: als Suhrkamp Theorie mit seinen verschiedenen Buchreihen in den 1970er Jahren Oberwasser hatte, setzte Merve seine Theorie-Reihe dagegen, und andere folgten nach; als im darauffolgenden Jahrzehnt lieblos hergestellte Bücher auf schlechtem Papier den Markt beherrschten, begründeten Enzensberger und Franz Greno Die andere Bibliothek. Kultur und Gegenkultur bespiegeln sich in der Geschichte des Buches gegenseitig.

In Zeiten einer selbstgewählten Mediendominanz gilt es nach Alternativen Ausschau zu halten, wenn nicht alles darin ein- und aufgehen soll. Es gibt immer mehrere Möglichkeiten, aber eine davon ist – das gedruckte Buch. Die klugen Herausgeber der Zeitschrift *n + 1* haben das genau erkannt: „Book length literature is the product of certain historical conditions, of a certain relationship to written language. Assimilate bookism to webism and the book looks like nothing so much as an unreadably long, out of date, and noninteractive blog post.“ Und sie haben die richtige Schlussfolgerung daraus gezogen: Buch und Web könnten einander keinen größeren Dienst erweisen als sich ihre grundsätzliche Unterschiedlichkeit einzugestehen. Das erlaube dem Web, sich zu entwickeln, wohin es wolle, und der Literatur, damit fortzufahren, was sie in Krisenzeiten immer schon getan hat: „Augen und Ohren offenhalten, Notizen machen und den richtigen Moment abwarten.“ Schon klar, dass diejenigen, die weiterhin auf lesbare wissenschaftliche Bücher setzen, sich nicht auf eine solche Einsicht beschränken können, aber es wäre schon mal einiges gewonnen, wenn sie beherzigt wird. Und es ist auch klar, dass die strukturelle Unterschiedlichkeit von Buch und Web Synergien und Synchronisierungen nicht ausschließt, solange nicht vor ausgesetzt wird, das eine könne das andere ersetzen.

Eine Kritik der Buchkritik wäre unvollständig, wenn sie nicht ein klares Bekenntnis zum gedruckten Buch ablegen würde. Dazu können wir zum Anfang zurückkehren. Womit hatte Nietzsche ein gutes Buch assoziiert? Mit einer Composition, also einer bei ihm kaum zufälligen Anspielung auf die Musik. Das heißt

aber, dass es weniger um Einzelheiten als um den Gesamtentwurf geht. Ein Buch überzeugt nicht in seinen Details, nicht weil dieser oder jener Gedanke darin ausgesprochen, nicht weil diese oder jene interessante Quelle herangezogen und ausgewertet wird, ein Buch überzeugt als Ganzes, als gelungenes Zusammenfügen seiner einzelnen Teile. Hier bietet sich ein Vergleich mit den Naturwissenschaften an: ein mathematischer Beweis, eine physikalische Theorie, ein chemisches Experiment oder eine Computersimulation überzeugen ebenfalls als Zusammenfügen einzelner Teile, als ein Ganzes, das vielleicht hier und da vereinfacht werden kann, dem aber zunächst einmal nicht ein Teil entnommen werden kann, ohne das Ganze zu beeinträchtigen. Erst muss dieses Ganze dastehen, damit sich später andere daraus bedienen können, Teile entnehmen, sie weiterentwickeln oder in andere Zusammenhänge stellen. Worauf ich hinaus will: Experimente, Beweise, Simulationen sind Einheiten, die sich durch nichts anderes substituieren lassen, die dann aber in Artikeln, Blogs, Preprints, früher auch in Büchern kommuniziert werden. Die Elemente, aus denen sie zusammengesetzt sind, sind nur zu einem geringen Teil Sprache, vor allem sind es wissenschaftliche Gegenstände, Instrumente, Formeln, Tabellen, Statistiken, Algorithmen usw.

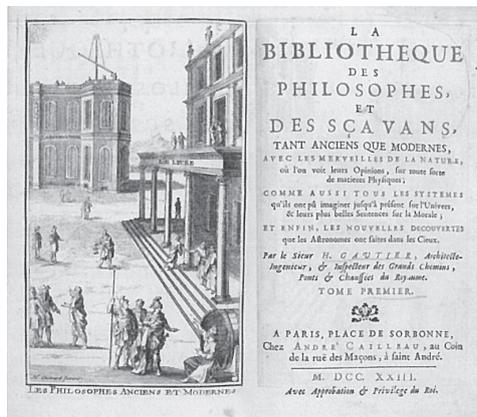
Geisteswissenschaftler verfügen über diese Elemente – sehen wir von Ausstellungen, digitalen Verfahren oder visuellen Verfahren einmal ab – eher nicht. Sie haben nur die Sprache, um ihre Argumente und Narrationen zu entfalten. Das ist auch in Aufsätzen möglich, doch es ist eine nur zu gut bekannte Regel, dass ein Artikel nicht mehr als einen Gedanken aufnehmen kann. In den Geisteswissenschaften geht es aber darum, mehrere Gedanken, Thesen, Argumente und Erzählstränge miteinander zu kombinieren, um damit zu einer weiterreichenden Aussage zu gelangen. Diese Art von Komplexität, die zugleich zur Verallgemeinerung hinführt, ist die große, vielleicht die größte Stärke der Geisteswissenschaften. Deswegen ist ein Buch nicht ein beliebiges Medium, sondern ein unverzichtbarer Goldstandard, eben nicht vergleichbar mit einem naturwissenschaftlichen Artikel, sondern mit einem Experiment, einem Beweis, einer Simulation. Kein Naturwissenschaftler würde

auf diese Art von Komposition verzichten, und was diesem recht ist, sollte dem Geisteswissenschaftler billig sein. Deswegen Bücher, und zwar in gedruckter Form.

Denn auch wenn ein Buch zu schreiben zunächst einmal eine langwierige Einübung in ein Textformat darstellt, das nicht zwangsläufig in ein bestimmtes Medium führen muss, so hat sich die materielle Form des Buches gleichwohl als dessen würdigste und schönste Ausgestaltung erwiesen. Im Gegensatz zur Handschrift macht der Buchdruck den Schritt vom Besonderen zum Allgemeinen, und nur so konnten und können Bücher über enggezogene Kreise hinaus wirksam werden. Im Gegensatz zum Digitalisat hebt der Buchdruck das Besondere im Allgemeinen hervor, zum einen durch die Gestaltung, die dem Inhalt im besten Fall kongenial ist, zum anderen aber auch dadurch, dass es sich beim Buch um einen Gegenstand handelt, der in jeder Hand eine andere Geschichte zu durchlaufen vermag.

Es ist gewiss keine neue Einsicht, dass ein Buch zu schreiben zu den mühsameren Tätigkeiten gehört. Ende Dezember 1881 schreibt Jacob Burckhardt an Friedrich von Preen: „Bücher schreibe ich keine mehr; es giebt deren ohnehin genug und die Arbeit daran ist eine der größten Knechtschaften die man erdenken kann.“ Wer wollte dem schon widersprechen? Und es ist auch bekannt, dass Burckhardt sich längst vorher mit dem Bücherschreiben nicht ganz leicht getan hatte und er es für richtiger hielt, seine Zeit in die Vorlesungen und also in die Studenten zu investieren. Nichts gegen persönliche Beziehungen in der Vermittlung des Wissens, aber in dieser Hinsicht etwas anderer Ansicht als der große Basler Historiker zu sein, darf sich ein Nachgeborener wohl erlauben. Ohne die von Burckhardt selbst herausgegebenen und postum veröffentlichten Bücher wäre diese Welt bedeutend ärmer. Natürlich war auch er ein leidenschaftlicher Freund des Buches. In dem eben zitierten Brief fügt er hinzu: „Ich bin aber froh wenn Andere Gutes schreiben.“ [...]

Werner Oechslin, „Die Bibliothek, die Architektur und die ‚Architektonik‘“, in: Winfried Nerdinger (Hg.), *Die Weisheit baut sich ein Haus: Architektur und Geschichte von Bibliotheken*, München 2011, S. 14–28.



Das Buch als Bibliothek: Henry Gautier, *La Bibliothèque Des Philosophes Et Des Sçavans...*, Tome Premier, Paris 1723



Die Bibliothek als Katalog und Enzyklopädie: [Claude-François Menestrier], *Bibliothèque Curieuse Et Instructive...*, Paris 1704

[...] Die vitruvianische ‚ordinatio‘, gemäß der die Teile im Verhältnis zum Ganzen geregelt und zur Symmetrie geführt werden, und die ‚ordonnance‘, mit der von François Blondel bis zu Le Corbusier das Prinzip Ordnung über alles erhoben, in die Kompetenz des Architekten und in seine spezifische Befähigung gelegt wird, ‚émotions plastiques‘ zu erzeugen, stehen für diese große Tradition. Sie zieht sich als roter Faden durch alle grundsätzlichen Betrachtungen zur besonderen Aufgabe des Architekten hindurch.

Die *Teile* und das *Ganze* sind auch im weitesten Sinne in der Oekonomie, im Haus halt, aufeinander bezogen, in deren paradigmatischen Formen von Familie, Haus und der Stadt als einer Vielheit von Häusern („multitudo domorum“). Auf Grund solcher Übereinstimmungen ist die Austauschbarkeit von Haus und Stadt bei Leon Battista Alberti zum geflügelten Wort geworden. Gemeinsam ist all diesen Ordnungen, dass ihre Elemente aufeinander bezogen sind, sich ähneln und bedingen; sie sind mit – und ineinander verschränkt – gemäß heutigen Bildern vorzugsweise ‚fraktal‘. Die Ordnung des Ganzen bildet sich in den Teilen ab und dieser innere Bezug lässt sich entsprechend fortsetzen, einem inneren ‚Ordnungsprinzip‘ zufolge. Schließlich sind ja auch Bücher selbst wieder Bibliotheken, gemäß üblichem Wortgebrauch und entsprechend zahlreichen Büchertiteln, die einen solchen Anspruch – von Apollodorus von Athen und Diodorus Siculus bis zu Photios und dessen ‚Myriobiblion‘ oder eben, ‚[Bibliothek]‘ – erheben. Auch in moderneren Zeiten hat so mancher Buchtitel für

sich den Anspruch einer ganzen Bibliothek erhoben, gerade dann, wenn die Bedeutung und das Gewicht des ‚Aufbaus‘ umfassenden Wissens betont werden sollte.

Der als ‚Inspecteur des Grands Chemins‘ mit der Ecole des Ponts et Chaussées verbundene ‚architecte & ingénieur‘ Henry Gautier hat 1723 seiner ‚Bibliothèque des Philosophes et Sçavans‘ ein Frontispiz hinzugegeben, in dem die alte und neue Philosophie je durch ein Gebäude symbolisiert erscheinen, das ‚Lycée‘ in Athen und das Pariser ‚Observatoire‘ von Claude Perrault. Wissensordnungen, Bibliotheken und Gebäude erscheinen gleichsam synonym.

Es fügt sich alles – in der Tradition Aristoteles‘ – in der Oekonomie, der Lehre vom Haushalt zusammen, gemäß der ‚domus‘ und ‚civitas‘ genauso wie ‚familia‘ und ‚respublica‘ bei allen möglichen Unterschieden aufeinander bezogen sind; dieser Bezug selbst soll Gegenstand ökonomischer und auch politischer Betrachtung sein. Oder wie der mit Goethe verschwägerte Johann Georg Schlosser den entsprechenden Passus Aristoteles‘ übersetzte: „Aber die Politik befreit beydes. Sie muss so wohl die Anlage eines Staates als auch die beste Art, denselben zu verwalten, angeben. Und eben so muss auch die Oekonomie so wohl die Anschaffung des Hauses als dessen Gebrauch betrachten.“ All dies, die Parallelen und die innere Verschränktheit, sind längst in unseren täglichen Wissenshaushalt eingeflossen.



Die Metallotheke des Vatikans mit den an den Wänden aufgereihten Schränken, aus: Michele Mercati, *Metallotheca...*, Rom 1717

theken waren nun einmal erstrangige Prunkstücke einer durch eine Universität ausgezeichneten Stadt, wie das für das aufstrebende und längst durch seine wissenschaftlichen Leistungen Weltruhm beanspruchende Leiden damals unzweifelhaft zutraf.

Durch solcherlei oder ähnliche bauliche Maßnahmen wurde die Bibliothek aus einem chaotischen *pêle-mêle* heraus- und in eine neue Ordnung hineingeführt. Und verlässlicher als sonstwie scheint dabei die Architektur als Garant dieses Ordnungsstrebens wirksam zu werden. Da, wo die Bücher die sicheren Bücherwände und ‚Kästen‘ verlassen, kommt es, wie die entsprechende Darstellung in Jonathan Swifts ‚The Battle of Books‘ vor Augen führt, zum heillosen Durcheinander und zum Kampf, die bezüglich Zerstörungswut nur noch von der Bücherverbrennung zu übertreffen sind. (Jonathan Swift weiß um die Bedrohlichkeit seiner Bild gewordenen Vorstellung, sodass er gleich zu Beginn den Leser aufklärt und vorerst beruhigt, es handle sich wohlgerne bei den Namen nicht um die entsprechenden Menschen, sondern allein um deren Bücher!)

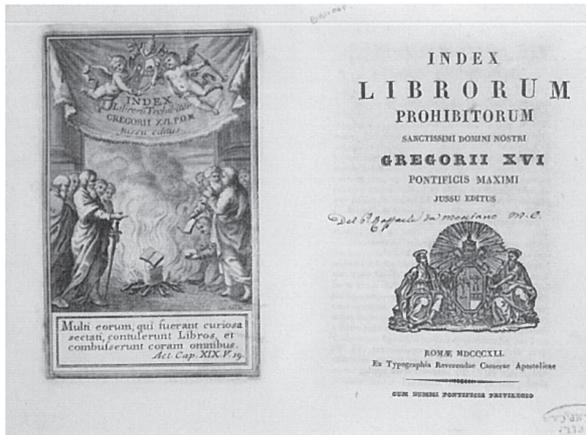
Und doch stehen Bücher für Menschen und Leben, sind gar deren Nahrung, „l'aliment & la nourriture“, wie Claude du Molinet, der Bibliothekar der Bibliothèque Sainte-Geneviève in Paris, betont. Umso mehr macht es Sinn, dass die Bibliothek selbst als Teil der Stadt und der Öffentlichkeit auftritt und begriffen wird, in mitten jener architektonisch vollzogenen Ordnung zivilen Lebens. Auf diese Weise erscheint die Bibliothek in der einschlägigen Literatur in der



Jonathan Swift, *A Tale Of A Tub. Written for the Universal Improvement of Mankind...*, London 1710

Tat als unverzichtbarer Teil jenes Stadtgebildes, das, die Bibliothek miteinschließend, umfassend schon Francesco Patrizi von Siena unter dem Titel ‚De Institutione Reipublicae‘, Papst Sixtus IV. und dem Senat Sienas gewidmet, beschrieben hat. Die Bibliothek ist Teil des Ganzen der „civilis societas“, unabdingbar als Ort der Bildung und des geistigen Wettstreits. Wenn so viel Aufwand für die dem Körperkult zugedachte „palestra“ betrieben würde, müsste doch, so Francesco Patrizi, der Bibliothek umso mehr größte Sorge zuteilwerden: „quanto magis bibliotheca ornanda erit“. Schließlich geht es auch ihm um die höher zu bewertende geistige Nahrung („pabulum mentis“), mit der der Wert der Bibliothek gleichgesetzt wird.

In dieser Tradition hat sich die Architektur bemüht, den öffentlichen Aufgaben besondere Beachtung zu schenken und sie zu befördern. In Francesco Milizias ‚Principj di Architettura Civile‘ werden dann spät die verschiedenen Gattungen öffentlicher Bauaufgaben



Index Librorum Prohibitorum Sanctissimi Gregorii XVI Pontificis Maximi Jussu Editus, Rom 1841
 Claude Du Molinet, *Le Cabinet De La Bibliotheque De Sainte Genevieve...*, Paris 1692

fein säuberlich aufgelistet und klassifiziert. Die Bibliothek wird dabei, zusammen mit den „Universität“, den „Accademie“ und „Collegi“, als eigenständige Bauaufgabe aufgelistet und der Kategorie „Di utilità pubblica“ zugeordnet.

II.

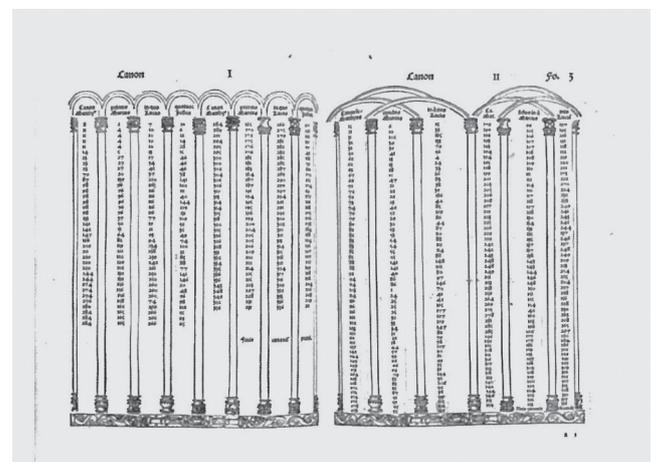
„Architektonik“ – Ordnungswissen, Ordnungsinstanz

„Wenn ich den Inbegriff aller Erkenntniß der reinen und speculativen Vernunft wie ein Gebäude ansehe, dazu wir wenigstens die Idee in uns haben, so kan ich sagen, wir haben in der transcendentalen Elementarlehre den Bauzeug überschlagen und bestimmt, zu welchem Gebäude, von welcher Höhe und Festigkeit er zulange. [...] Jetzt ist es uns nicht so wol um die Materialien, als vielmehr um den Plan zu thun und, indem wir gewarnt sind, es nicht auf einen belie-

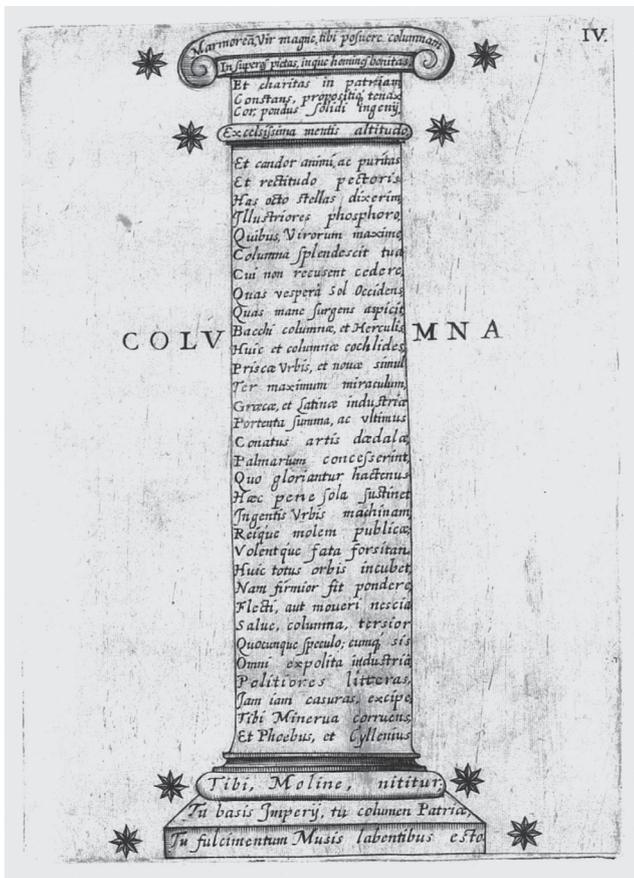
bigen blinden Entwurf, der vielleicht unser ganzes Vermögen übersteigen könnte, zu wagen, gleichwol doch von der Errichtung eines festen Wohnsitzes nicht wol abstehen können, den Anschlag zu einem Gebäude in Verhältniß auf den Vorrath, der uns gegeben und zu gleich unserem Bedürfniß angemessen ist, zu machen.“ *Immanuel Kant, Kritik der reinen Vernunft, Riga 1781, S. 707*

„Die richtige Einsicht aber ist erst die, daß das Wissen um und das Haben von *Ordnungsendgültigkeit* das eigentliche ‚Wesen‘ des Bewußtem ausmacht.“ *Hans Driesch, Wissen und Denken, Zweite Auflage, Leipzig 1822, S. 26, Anm. 1*

Die Bibliothek ist also durch und durch eine Angelegenheit der Architektur. Durch sie wird sie als gebaute, physische Wirklichkeit der Stadt einverleibt und durch sie erfährt sie zudem ihre innere Einrichtung und Ordnung. Hinter allem steht die Vorstellung einer *Ordnung der Dinge* als Antrieb menschlichen Tuns. Und auch dabei ist die Architektur mit von der Partie, mischt sich ein, um den Büchern ganz wörtlich den – physischen – Halt zu geben. Solcherlei Zusammenhänge sind es, die Johann Gottlieb Riedel 1796 in seiner ‚Allgemeinen Betrachtung über die Baukunst‘ den tieferen Sinn der Architektur erfahren lassen und zur umfassenden These führen: „Die Baukunst hat jederzeit unmittelbar cultivirt“. Damit meint Riedel jenseits bloßer äußerer Zweckerfüllung, dass die Baukunst „vorzüglich in den Stand setzt, die Cultur zu benutzen“, was, noch einmal vertieft, „zur Erlangung



Architektonische Metapher/Canon-Tafeln, aus: [Omnium Operum Divi Eusebii Hieronymi Sttidonensis], *Tomus Nonus*, Basel 1516



„Matmoream, Vit magne, tibi posuere columnam“. Säule als Schriftträger mit Widmung: Baldassare Bonifacio, *Musarum Liber XXV...*, Venedig 1628, Taf. IV

und Erhaltung menschlicher Glückseligkeit“ führen soll. Es folgt die Aufzählung all jener kulturbeschaffenden und glücksbringenden architektonischen Aufgaben.

Damals waren solcherlei Einsichten in die übergreifende Aufgabe und Zuständigkeit der Architektur weit verbreitet. Und diese Überzeugung reicht noch sehr viel weiter, bis hin zu den Grundbedingungen unseres Denkens. Man setzte Architektur mit der ordnungschaffenden Aufgabe menschlicher Kultur insgesamt in Verbindung. Schon in Johann a Wowners ‚Polymathia‘ (1603) wird der mit der ‚princeps Philosophia‘ und ‚artium mater‘ gleichgesetzten, [Architektonike]‘ eine privilegierte Stellung zugewiesen. Johann Heinrich Lambert stellt dann 1771 die ‚Architectonic‘ in den Titel seiner radikalen Bemühungen um die Klarheit des logischen Aufbaus unserer philosophischen und mathematischen Erkenntnisse. Und über Kant hinaus verspricht man sich dank dieser



Kombinatorik in verfestigter architektonischer Form: Athanasius Kirche, *Ars Magna Sciendi...*, Amsterdam 1669

Verbindung bestmögliche Systematik, so in Gottlob Benjamin Jäsches ‚Einleitung zu einer Architektonik der Wissenschaften‘ (1816), in der ganz konkret nach einem „architektonischen Plane“ gesucht wird, der sich dann allerdings als der übliche „Stammbaum der gesamten menschlichen Wissenschaften“ mit all seinen Haupt- und Nebenzweigen und Verästelungen entpuppt.

Nach Lambert hat Kant der ‚Architektonik‘ ihre gründlichste Erklärung zukommen lassen. 1781 überschreibt er in der ‚Critik der reinen Vernunft‘ das dritte Hauptstück der ‚transcendentalen Methodenlehre‘ mit dem Titel „Architectonik der reinen Vernunft“. Kant, der ja ohnehin häufig auf architektonische Metaphern zurückgreift, hat diesen letzten Teil seines berühmtesten Werkes mit einer am babylonischen Turm inspirierten Parabel eingeführt. Zu einem ganzen Turm wäre es nicht gekommen, „der Vorrath der Materialien [hätte] doch nur zu einem



Claude Clément, *Musei, sive Bibliothecae...*, Lyon 1635

Wohnhause“ gereicht. Er bescheidet sich mit „einem Gebäude in Verhältniß auf den Vorrath, der uns gegeben und zu gleich unserem Bedürfniss angemessen ist“. Kant zieht einem ‚beliebigen blinden Entwurf‘ einen ‚festen Wohnsitz‘ in gesicherten Verhältnissen vor.

Kant ist auf seine Weise zur Oekonomie und zu den Vorzügen eines Gebäudes endlicher Ausdehnung – für ein endliches Wissen – gelangt. So eingeführt definiert er die ‚transcendentale Methodenlehre‘ als die „Bestimmung der formalen Bedingungen eines vollständigen Systems der reinen Vernunft“ und folgt nun in dieser Absicht den Aspekten von „Disciplin“, „Canon“, „Architectonik“ und „Geschichte“.

Es fällt nicht schwer, sich all dies auf eine konkrete Bibliothek projiziert auszudenken. Mittelbar wird deutlich, dass sich die – ideale – Bibliothek sehr wohl als

Abbild und noch mehr als eine tatsächliche ‚Verkörperung‘ einer solch umfassend gedachten Wissensordnung eignen würde; und es fehlt nicht an Beispielen und Versuchen, dies genau nach diesem Muster zu tun. Wenn man so angeleitet und vor eingenommen Kants Definition des Begriffs der „Architectonik“ liest, findet man sich durchaus in einer Bibliothek zuhause: „Ich verstehe unter einer Architectonik die Kunst der Systeme.“ Auf die Bibliothek bezogen gäbe sich ‚Architectonik‘ also nicht mehr als bloße Metapher, sondern als gebaute Wirklichkeit!

Kant hatte zuvor – einmal mehr – versucht, sich „einen Verstand, der vermögend sey, seinen Gegenstand ohne Sinne anzuschauen“, auszudenken, um dann gleich wohl jenes an Raum und Zeit Gebundene auf eine „Bedingung möglicher Erfahrung“ zu verpflichten. All jene sprichwörtlichen ‚auxilia‘, jene äußeren Hilfsmittel aus der Sinneswelt, sind nicht zu unterschätzen! Auf sie verlässt sich die gebaute Bibliothek. Sie stellt in ihrer gegebenen Körperlichkeit selbst ein solches Instrumentarium der Orientierung, der Hinführung und Ordnung dar, ist selbst systembildend in konkreter Materie und Form. Sie bedient sich dabei der äußeren Sinneswelt. Hier gilt gemäß Francis Bacon, dass man sich eben nicht allein auf Intellekt, genauso wenig wie bloß auf die ‚manus nuda‘ verlassen soll. Im Zusammenwirken stellt sich der Erfolg ein und können die Instrumente und ‚auxilia‘ wirken („Instrumentis & auxilijs res perficitur“). Und so ergibt sich auch wie von selbst jene ganz operativ gedachte „connexio signi cum suo significato“, wodurch man sich umso besser leiten und führen lassen kann. Das „et visui et usui“, das dem Frontispiz mit der Ansicht der Nürnberger Stadtbibliothek zu deren Beschreibung durch Johann Jacob Leibnitz (1674) aufgedruckt ist, verweist auf die dem Sehsinn zusätzlich innewohnende Orientierungshilfe und steht durchaus verbindlich für die Vorzüge der als Wissensordnung gebauten Bibliothek mit ihren dem Blick und dem unmittelbaren Einblick geöffneten Bücherkästen. Auf diesen besonderen Vorzug einer körperlich gegebenen Ordnung beziehen sich auch die gelehrten Bibliothekare immer wieder. „En un clin d’oeil“ nennt Gabriel Naudé in seinem berühmten ‚Advis pour dresser une Bibliothèque‘ dieses



(links) Innenraum der seit 1633 als Bibliothek genutzten Zürcher Wasserkerche, 1719

(rechts) *Catalogvs Librorvm...*, Zürich 1744 (Anordnung von Büchern und Katalog etagenweise)



„auf einen Blick“ und er bezieht es natürlich auf eine auf diese Weise ohne Umschweife lesbare, inhaltlich bestimmte Ordnung und Aufstellung der Bücher, der man dann noch einen alphabetischen Katalog hinzugeben möge.

Kants Definition der „Architectonik“ sucht nach inneren Gesetzen von Ordnung. Je nachdem wie diese Ordnung vorausgesetzt und strukturiert ist oder eben nicht, spricht er von einer – bloß – technischen, oder aber umgekehrt von einer „architectonischen Einheit“. Und Letzteres ist es, was er sich ganz offensichtlich als Mindestanforderung hinsichtlich eines „Gebrauchs der Erkenntnis in concreto“ wünscht. Beide, die historische („cognitio ex datis“) wie die rationale („cognitio ex principis“) Erkenntnis gehören dazu. So führt er am Ende zusammen, was ihm in Ansehung der Bedingung möglicher Erfahrung erreichbar erscheint; und man würde gerne auf die Bibliothek bezogen hinzufügen, was in Anbetracht einer gebauten Bibliothek und der aufgestellten Bücher sichtbar und greifbar ist.

Immer wieder taucht die innere Verbindung und Übereinstimmung von Architektur und Ordnung auf. Und dass es sich dabei um viel mehr als um ein bloß äußeres Merkmal handelt, sollte spätestens nach Kants Ausführungen zur „Architectonik“ deutlich geworden sein. Es gibt viele Gründe, dass man diesen Maßstab auch für die Ordnung einer Bibliothek zur

Anwendung bringt. Und es ist unausweichlich, sobald man mit der Aufstellung von Büchern die Vorstellung verbindet, deren Inhalt in absichtsvoller Weise in eine Ordnung zu bringen. Erst dann wird man auch von einer inneren – ‚sinnvollen‘, hilfreichen und weiterführenden – Ordnung sprechen wollen.

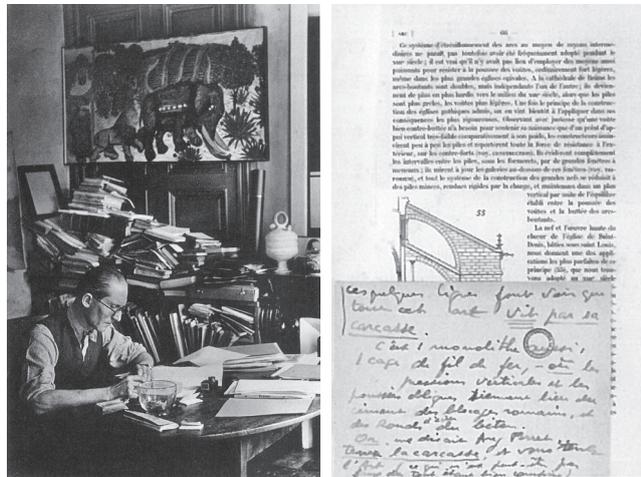
Die Geschichte der Bibliothek und der Bibliotheken dokumentiert dieses Bemühen in kontinuierlicher Folge. Es ist meist bedeutend mehr als Zufall, was solche Ordnungen ausmacht und prägt, und es gibt umgekehrt auch genügend Fälle, die demonstrieren, dass man in Anbetracht des hohen Anspruchs solcher ‚gebauter‘ Wissensordnungen resigniert und verzichtet hat. Die Bibliothek des Escorial liefert dazu ein prominentes Beispiel; eine erste allzu anspruchsvolle, von Benito Arias Montano konzipierte Anordnung wurde vom seinem Nachfolger José de Sigüenza durch eine Ordnung nach Buchformat ersetzt, was Claude Clément 1635 mit der an solchen Äußerlichkeiten orientierten Formel „aequalia volumina aequalibus coniunxit“ entschuldigte. Und nach diesem Modell verfuhr man auch in der Ambrosiana, was danach bei Gabriel Naudé Missfallen ausgelöst hat. Eine inhaltlich begründete Ordnung wäre allemal vorzuziehen und „plus beau et plus facile que celuy de la Bibliothèque Ambrosienne, et de quelques autres, où tous les livres sont peslemeslez et indifféremment rangez suivant l'ordre des volumes et des chiffres, et distinguez seulement dans un catalogue où chaque pièce se trouve sous le nom de son Auteur...“.

Wie man diese auf den ersten Blick so unverzichtbare Ordnung findet, ist also kein einfaches Unternehmen, wie man vorerst annehmen möchte. Und doch scheint der Wert einer inhaltlich begründeten Wissensordnung der Bibliothek sehr hoch veranschlagt worden zu sein. Es lässt nochmals nach dem grundsätzlichen Interesse an der Ordnung – und ihrer Rolle im Wissenshaushalt – fragen. Es geht um die kulturelle Zielsetzung, der nicht nur das Sammeln von Wissen, sondern darüber hinaus und stets im Blick auf das Ganze das ‚Wissen um das Wissen‘ eingeschrieben ist. [...]

Irene Meissner, „Die Bibliothek des Architekten“, in: Winfried Nerdinger (Hg.), *Die Weisheit baut sich ein Haus: Architektur und Geschichte von Bibliotheken*, München (Prestel) 2011, S. 370–382.

[...] Der wortkarge und wenig redegewandte Ludwig Mies van der Rohe (1886–1969) hatte eine circa 3000 Titel umfassende Büchersammlung, darunter zahlreiche Bände zur Philosophie. In dem Buch ‚Das Kunstlose Wort‘, das den Architekten in das geistige Umfeld seines ersten Bauherrn, den österreichischen Philosophen Alois Riehl einordnet, wird der gewagte Versuch unternommen, anhand von Mies van der Rohes Bibliothek das Gedankengebäude nachzuzeichnen, das seine Architektur geprägt hat.

Dass die Bibliothek eines modernen Architekten als Abbild für dessen Entwicklung, wie auch zur Werkinterpretation herangezogen werden kann, zeigte auch Paul V. Turner 1969/1970 am Beispiel von Le Corbusiers Büchersammlung. Charles Edouard Jeanneret (1887–1965), der 1920 das Pseudonym Le Corbusier annahm, schuf selbst mehr Bücher als Bauwerke. In seinen Publikationen erläuterte er nicht nur seine Bauten und Theorien, sondern legte auch die Gestaltung von der Konzeption über das Layout bis zur Typografie genau fest. Der Literatur räumte er Zeit seines Lebens einen hohen Stellenwert ein, das geschriebene Wort stand in enger Beziehung zu seinem künstlerischen Schaffen. Das 1918 entstandene Ölbild ‚La Cheminée‘, das zwei aufeinandergelegte Bücher neben einem Würfel zeigt, bezeichnete Le Corbusier später deswegen auch als „ma première peinture“. Turner wies nach, dass für das Frühwerk die Publikationen von Henry Provensal, ‚L'art de demain‘ (Paris 1904), und Edouard Schuré, ‚Les grands initiés‘ (Paris 1908), von großer Bedeutung waren. Durch Provensal, der absolute Harmoniegesetze, eine kubische Architektur und einen am Menschen orientierten Maßstab proklamierte, wurde Le Corbusier die Bedeutung architektonischer Proportion bewusst. Von seinem ersten Geld, das Jeanneret in Paris bei August Perret verdiente, kaufte er sich am 1. August 1908 ein Exemplar von Eugène Viollet-le-Ducs ‚Dictionnaire raisonné de l'architecture française du XIe au XVIe siècle‘ (1854–1868), in das er schrieb: „Ich kaufte es, um zu lernen, nur so ist es mir möglich, etwas zu entwerfen.“ Viollet-le-Duc begeisterte Jeanneret. Auf Seite 66 des Buches notierte er, dass die Kunst durch ihr Skelett lebt, wobei er ‚lebt‘ gleich dreimal unterstrich. Ein weiteres wichtiges Werk für den jungen Le



(links) Le Corbusier in seiner Pariser Wohnung, um 1930
(rechts) Annotation von Le Corbusier in seinem Exemplar von Viollet-Le-Ducs „Dictionnaire“

Corbusier war das Buch von dem als Ingenieur ausgebildeten Auguste Choisy, ‚Histoire de l'architecture‘ (Paris 1899), das er 1912 erwarb und auf das er sich bei der Entwicklung des Modulors bezog. Seine ‚bibliothèque personnelle‘ befindet sich heute in der Fondation Le Corbusier in Paris.

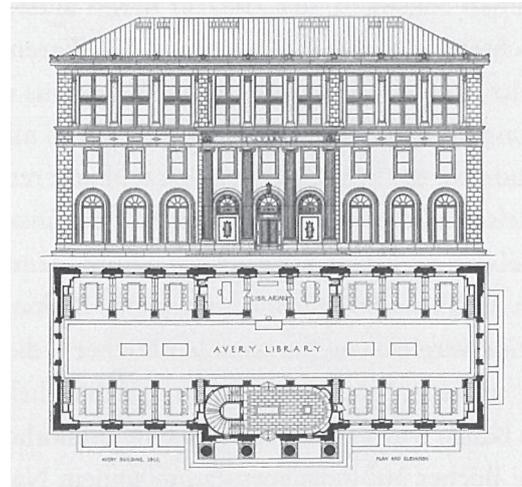
Als Oscar Niemeyer (*1907) im Jahr 2000 auf Le Corbusier angesprochen wurde, erklärte er, ihm würde gefallen, was Malraux einmal über diesen gesagt habe: „Er hat in sich sein ganz spezielles Privatmuseum, in dem sich alles befindet, was er liebt und was für ihn wichtig ist. Das gilt auch für mich.“ Daraufhin die Frage: „Und was befindet sich in Ihrem inneren Museum? Niemeyer kehrt in sein Arbeitszimmer zurück, einen fensterlosen kleinen Raum voller Bücher. An den freien Wänden hängen Zeichnungen von nackten Frauen. Daneben steht die Geschichte der französischen Kommune, ein paar Bücher von Nerval und Sartre, viele Gedichtbände.“ Für Niemeyer; den bekennenden Kommunisten, der die geschwungenen Formen seiner Architektur auf die Liebe zu Frauen zurückführt, stehen Bücher im Zentrum seines privaten Kosmos.

Die Bibliothek von Erich Mendelsohn (1887–1953), der im Gegensatz zu Le Corbusier kein Selbststudium betrieb, sondern Architektur an den Technischen Hochschulen in Berlin und München studierte und dessen Berliner Büro in der zweiten Hälfte der 1920er-Jahre zu einem der größten in Deutschland

zählte, war hingegen vergleichsweise unbedeutend. In seinen Regalen befanden sich keine wertvollen Erstausgaben und an seine Frau schrieb er einmal, was seine Bücher anbelange, habe er ein „geringes Beharrungsvermögen“. Für seinen wichtigsten Bauherrn, den bibliophilen Kaufmann Salman Schocken, der 1931 in Berlin auch einen eigenen Verlag gegründet hatte, errichtete Mendelsohn nicht nur die Warenhäuser in Nürnberg, Stuttgart und Chemnitz, sondern in Jerusalem ein Wohnhaus mit Bibliothek für die riesige Büchersammlung klassischer und hebräischer Werke mit wertvollen Erstausgaben und seltenen Judaica, die Schocken nach Israel hatte retten können.

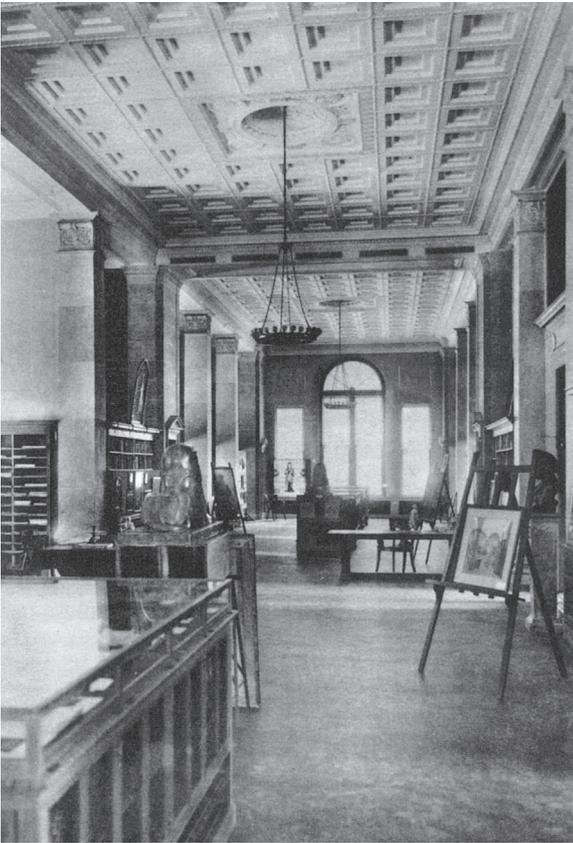
Auch wenn Mendelsohn keinen Wert auf den Aufbau einer Bibliothek legte, betrieb er dennoch zeitlebens ein intensives Bücherstudium, denn er selbst forderte als Voraussetzung für den Architektenberuf eine umfassende Bildung. Der Nachlass Mendelsohns, der auch seine vergleichsweise wenigen Bücher – die genaue Anzahl lässt sich nicht feststellen – umfasst, gelangte an die Kunstbibliothek der Staatlichen Museen zu Berlin. Etliche Bände wurden in die Allgemeine Bibliothek integriert. Da Mendelsohn fast alle seine Bücher auf dem Vorsatz mit seinem Namen versah, oft auch mit der Angabe von Datum und Ort, lassen sich etwa 130 Bücher nachweisen, die zu seiner persönlichen Sammlung gehört haben. In zahlreichen erhaltenen Briefen an seine Frau Luise finden sich zudem Hinweise auf eigene Bücher, die er intensiv mit Anstreichungen studierte hatte, wie beispielsweise Nietzsche, Rilke, Georg Simmel oder die Lektüre aus dem Bereich Judaismus, die Mendelsohn für Luise häufig auch mit Exzerpten versah.

Die weltweit größte öffentliche Architekturbibliothek ist heute die Avery Architectural and Fine Arts Library der Columbia University in New York. Sie ist nach dem Architekten Henry Ogden Avery (1852–1890) benannt, dem Sohn eines begüterten Kunsthändlers, der im Alter von nur 38 Jahren verstarb. Die Eltern glaubten, die Erinnerung an ihren Sohn nicht besser bewahren zu können, als dass sie 1890 dessen reiche architektonische Büchersammlung mit 2000 Bänden der Bibliothek des Columbia College vermachten. Die Bedingung war, dass die Bibliothek den Namen ‚Avery



McKim, Mead & White, Avery Library, Columbia University, Ansicht und Grundriss, New York, 1908

Memorial Library' erhalten und von der allgemeinen Büchersammlung getrennt in einem gesonderten Raum aufgestellt werden sollte. Die Schenkung war mit einer beträchtlichen Geldsumme verbunden, von der ein Teil zum sofortigen Ankauf von weiteren Büchern verwendet werden und der andere Teil als Kapitalanlage dienen sollte, um von den jährlichen Zinsen den Büchervorrat stetig zu vermehren. Damit die Ausgaben im Sinne des Stifterpaares geschahen, wurde ein Ausschuss gegründet, bestehend aus dem Bibliothekar des Columbia College, George H. Baker, dem Architekturprofessor am College und Redakteur des ‚American Architect‘, William Robert Ware, sowie dem Architekten Russel Sturgis, in dessen Atelier der junge Avery seine erste architektonische Praxis erhalten hatte. Die Sammlung wuchs, bedingt auch durch weitere Geldspenden, in nur fünf Jahren auf 13 000 Titel an. Die Bücher wurden zuerst in einem größeren Saal des Columbia College aufgestellt und schließlich ab 1897 im Erdgeschoss des Bibliothekneubaus von McKim, Mead & White untergebracht. Die Bestände beschränkten sich nicht nur auf Architektur, sondern umfassten alle Gebiete der Kunst- und Kulturgeschichte. Eines der ältesten Werke war Albertis ‚De re aedificatoria‘ (Florenz 1485). Auch befand sich eine Sammlung von 500 Originalfotografien in der Bibliothek, die der verstorbene Avery auf seinen Reisen in Europa aufgenommen hatte. Auffallend sind die vielen deutschsprachigen Titel, darunter Fischer von Erlach und Johann Jakob Schüblers Kupferstichwerke sowie Bücher von Adler, Gropius,



McKim, Mead & White, Blick in die Avery Library, Columbia University, New York, 1908

Heideloff, Hittorf, Klenze, Lipsius, Schinkel, Semper und August von Thiersch. Alle wichtigen Zeitschriften und die vom Architekten- und Ingenieurverein herausgegebenen Sammelwerke zu den deutschen Städten gehörten ebenso dazu. Heute zählt die Avery Architectural and Fine Arts Library, die auch den seit 1934 kontinuierlich aufgebauten ‚Avery Index to Architectural Periodicals‘ herausgibt, 240 000 Bücher und Periodika zur Architektur und Kunstgeschichte. Zusätzlich werden circa 300 000 Architekturzeichnungen und weitere seltene Dokumente verwahrt.

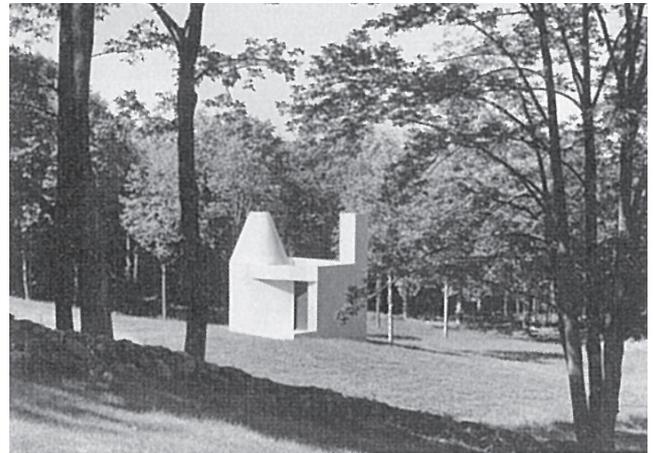
Auch andere Büchersammlungen von Architekten gelangten geschlossen in den Besitz von öffentlichen Bibliotheken. So bewahrt die William Wesley Peters Library in Taliesin West alle Unterlagen zur Geschichte der berühmten privaten Ausbildungsstätte Frank Lloyd Wrights in Arizona auf. Der Architekt und Ingenieur William Wesley Peters (1912–1991) zählte 1932 zu den Gründungsmitgliedern, nach Wrights Tod wurde er 1959 zum Chefarchitekten von Taliesin ernannt

und später zum Präsidenten der dortigen Frank Lloyd Wright Foundation. Die Übergabe seiner privaten Büchersammlung 1980 bildete den Kern der heutigen Bibliothek.

Im Besitz der Kantonsbibliothek Schwyz ist heute die 8000 Bände umfassende Bibliothek zur modernen Architektur-, Musik- und Literaturgeschichte von den aus einer jüdischen Familie in Breslau stammenden Brüdern Henry (1915–2006) und Paul Proskauer (*1921). Henry, der an der ETH Zürich bei Otto Rudolf Salvisberg Architektur studiert hatte und sich dadurch der Schweiz sehr verbunden fühlte, sowie sein jüngerer Bruder Paul, später Literaturprofessor, emigrierten 1940 in die USA und ließen sich in New York nieder. Beide blieben unverheiratet und wohnten zeitlebens zusammen in einer Wohnung in Manhattan. Henry arbeitete in einem großen New Yorker Architekturbüro, Paul lehrte als Professor deutsche Literatur an einem New Yorker College. Ihr Lebensinhalt bestand weitgehend in dem Aufbau einer Bibliothek. Trotz eher bescheidener finanzieller Verhältnisse wurde alles Geld, was übrig blieb, in Bücher investiert.

Obwohl fast alle Facetten des Bauhauses wissenschaftlich gut aufgearbeitet wurden, blieb der Bauhaus-Bibliotheksbestand lange Zeit unbeachtet und wurde erst in jüngerer Zeit rekonstruiert. Als Walter Gropius (1883–1969) 1919 das Staatliche Bauhaus zu Weimar gründete, konnte er auf die umfangreichen Bibliotheksbestände der beiden Vorgängerinstitutionen, der Großherzoglich Sächsischen Hochschule für bildende Kunst und der Großherzoglich Sächsischen Kunstgewerbeschule zurückgreifen. Während im Buchbestand der Kunstschule klassische Titel, Künstlermonografien, Ausstellungskataloge und Überblickswerke zur Kunstgeschichte dominierten, befanden sich im Bestand der Kunstgewerbeschule – bedingt durch deren Leiter Henry van de Velde – vergleichsweise moderne Titel. In der Bauhauszeit wurden dann von der Gründung bis zum Umzug nach Dessau 1925 insgesamt 147 Bücher angeschafft, die alle mit den Bauhaus-Signets von Karl Peter Röhl (1919–1922) und Oskar Schlemmer (1922–1929) gestempelt wurden. Wer die Ankäufe anregte und zu

verantworten hatte, ist im Einzelnen nicht bekannt, vieles spricht aber dafür, dass dies durch Gropius selbst geschah und die Titel nicht systematisch, sondern eher zufällig erworben wurden. Unter den Anschaffungen befanden sich auch Zeitschriften, wie Le Corbusiers ‚L'Esprit Nouveau‘. Da das Bauhaus als radikal moderne Bildungseinrichtung galt und die zeitgenössische Kritik den Vorwurf erhob, dort werde das Erbe der Geschichte missachtet, verwundert es, dass ein Schwerpunkt der Erwerbungen auf der allgemeinen europäischen Kunstgeschichte, der Geschichte der Malerei und Architektur- beziehungsweise Kulturgeschichte lag. Die Auswahl der Bücher war praxisorientiert und konnte den Werkstätten unmittelbar als ‚Vorlage und Handlungsanwendung‘ dienen. Der Bestand der Dessauer Bauhaus-Bibliothek hin gegen ist unbekannt und deren Verbleib ungeklärt. Schon räumlich wurde dort der Bibliothek keine größere Beachtung entgegengebracht. Sie lag in einem schlichten rechteckigen Raum im ersten Obergeschoss, neben den Klassenzimmern in dem für die technischen Lehranstalten vorgesehenen Berufsschultrakt. Um die Aufgaben des Bauhauses darzustellen und zu verbreiten und um gegenüber Politikern Rechenschaft über den Erfolg der Schule ablegen zu können, wurde in Weimar ab 1922 die Herausgabe eines Buches geplant. Aus diesem Konzept wurde mit der Berufung von Moholy-Nagy 1923 an das Bauhaus eine Schriftenreihe, innerhalb derer zwischen 1925 und 1930 die 14 ‚Bauhausbücher‘ erschienen. Die Inszenierung seiner eigenen Person hat Gropius später geschadet. Er wurde als Hauptverantwortlicher einer geschichtsfeindlichen Moderne diffamiert. In den 1980er- Jahren veröffentlichte Heinrich Klotz, der Protagonist der Postmoderne in Deutschland, mehrfach die frei erfundene Geschichte, Gropius hätte in Harvard alle Lehrbücher zur Architekturgeschichte aus der dortigen Bibliothek „verbannen“ lassen. Die Studienanfänger sollten angeblich nicht mit den großen Errungenschaften der Vergangenheit konfrontiert werden, um frei für die eigene kreative Gestaltung zu sein. In der Folge wurde aus ‚verbannt‘ manchmal ‚verbrannt‘. Noch 2009 erzählte der Büropartner von Ieoh Ming Pei, Henry N. Cobb, ein ehemaliger Student von Gropius, dieser habe die Bibliothek ‚säubern‘ lassen. In Wirklichkeit

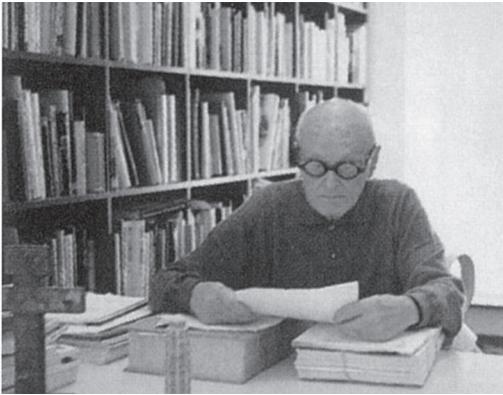


Philip Johnson, Studio-Bibliothek, New Canaan, 1981

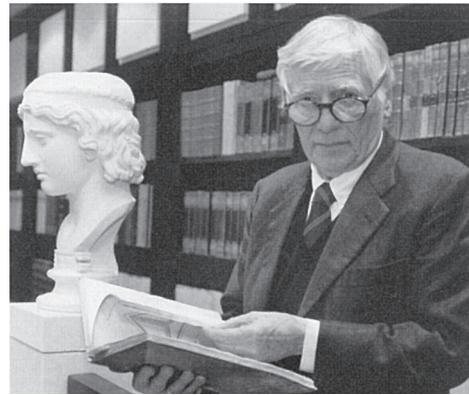
reformierte Gropius aber den ganz in der Tradition der École des Beaux Arts stehenden Lehrplan der Graduate School of Design (GSD) in einen modernen praxisorientierten Unterricht, eine ‚Verbannung‘ der Bücher hätte er auf Grund seiner begrenzten Befugnis als Chairman auch gar nicht anordnen können.

Das etwa eine Stunde von New York entfernte New Canaan war Philip Johnsons (1906–2005) Refugium. Hier errichtete er sich nicht nur 1949 das berühmte transparente Glass House, sondern auch 1980 eine völlig geschlossene Studio-Bibliothek. Die aus einem einzigen, zellenartigen Raum bestehende Architekturminiatur – zuerst weiß und später auf Wunsch von Johnson braun gestrichen – formte er aus geometrischen Grundkörpern. Die Raumwände sind umgeben von Regalen, dicht gefüllt mit seinen Büchern, darunter besonders Werke aus dem 19. Jahrhundert zu deutscher Architektur sowie Publikationen zu Mies van der Rohe, Le Corbusier und J. J.P. Oud. Johnson liebte es, in seiner ‚Mönchzelle‘ zu sitzen und zu lesen und aus der einzigen Öffnung auf das nahe gelegene ‚Ghost House‘ zu blicken. Es gibt kein Telefon und kein fließendes Wasser, die Konzentration liegt auf der Lektüre. Johnson erklärte einmal, keine neue Architektur erfinden zu wollen, „nichts kommt aus nichts, ich kopiere jedermann“. Architektur lernte Johnson im Selbststudium, unter anderem mit Hilfe seiner Bücher.

Auch Oswald Mathias Ungers (1926–2007) baute sich als Ergänzung zu seinem 1958/1959 errichteten



Philip Johnson in seiner Studio-Bibliothek, 2000



Oswald Mathias Ungers in seiner Bibliothek, 1997

Wohn- und Atelierhaus in Köln-Müngersdorf 1989 seine eigene Bibliothek. Zuvor widmete er sich über 50 Jahre lang dem Aufbau einer enzyklopädisch angelegten Architekturbuchsammlung. Der kostbare, circa 10 000 Bände umfassende Bestand, seit 1990 in eine Stiftung ‚Ungers Archiv für Architekturwissenschaft‘ eingebracht, zeugt nicht nur von seiner Sammelleidenschaft, sondern die Bücher dienten ihm zeitlebens auch dazu, sich über seine architektonische Arbeit Klarheit zu verschaffen. Für Ungers war seine Bibliothek eine Sammlung der Ideen, seine Bauten sind auch Spiegel einer fortwährenden Auseinandersetzung mit den Büchern. Ungers Interessen und Sammlungsschwerpunkte wechselten im Laufe der Jahre. Während er ab Mitte der 1950er-Jahre Dokumente und Materialien zur expressionistischen Architektur erwarb und später wieder abgab, ersteigerte er den eigentlichen Grundstock seiner Sammlung – darunter auch eine wertvolle Vitruviusgabe Cesare Cesarianos von 1521 – in den 1960er-Jahren von dem Antiquar Menno Hertzberger in Amsterdam. Im Zuge der Reflexion seiner Entwurfstätigkeit studierte Ungers Herman Sörgel, Paul Klopfer und Leo Adler. Nach der Lektüre von Sörgels Architektur-Ästhetik erklärte er, nur noch Körper und Räume zu sehen, die in Beziehung zueinander stehen. Über die in den 1960er-Jahren einsetzende Kritik am Massenvohnungsbau und den neuen regionalplanerischen Aufgaben wurde Ungers Interesse am Konstruktivismus geweckt. Er erwarb viele Veröffentlichungen der russischen Avantgarde, um sie im Original zu besitzen, obwohl er sie nicht lesen konnte. Sie befinden sich heute neben den wertvollen Renaissance-Traktaten in der für seine Sammlung errichteten Biblio-

thek. Büsten mit den Namen von zwölf Protagonisten der Französischen Revolution und ein Gipsfries mit Passagen aus Paul Valérys ‚Eupalinos‘ – der Dialog zwischen Sokrates und Phaidros über die Künste war für Ungers eine immerwährende Inspirationsquelle – zieren die umlaufende Galerie des kubischen Idealaums. Als Vorbild für seinen Bibliotheksbau diente ihm die Villa Hadriana: „Der zentralste Ort der Villa ist die Bibliothek, Hadrians Rückzugsort, der mit dem Wissen der Antike angefüllt war.“ Die Bibliothek war für Ungers ein klösterlicher Ort höchster Konzentration, ein Studiolo, in dem er sich mit seinen Architekturbüchern umgab.

In der Publikation ‚Unpacking My Library‘ – der Titel ist eine Anlehnung an Walter Benjamins 1931 erschienenen Essay ‚Ich packe meine Bibliothek aus‘ – werden zehn Bibliotheken von zeitgenössischen Architekten, darunter Peter Eisenman, Steven Holl und Bernard Tschumi in einem kurzen Interview, in dem nach dem Einfluss von Büchern auf das eigene Werk gefragt wird, vorgestellt.

Für Peter Eisenman (*1932) leben Architekten durch ihre Bücher weiter. Mit Literatur beschäftigte er sich ab 1955, als er zwei Jahre in Korea stationiert war. Wie Eisenman erklärt, eröffnete ihm die Lektüre von Henri Alain-Fournier, Albert Camus, Jean-Paul Sartre und André Gide eine neue Welt. Seitdem führte er das Bücherstudium kontinuierlich fort. Nach einer Europareise mit Colin Rowe begann er ab 1961 Bücher zu sammeln und baute sich bis 1974 den Grundstock seiner Bibliothek auf. Seine heutige Privatbibliothek umfasst etwa 1000 Titel über Literatur, Philosophie

und Film. Ohne diesen kulturellen Hintergrund sei es ihm nicht möglich, als Architekt tätig zu sein. Seine Architekturbibliothek mit circa 2000 Titeln zur Moderne, Design und Kunst vermachte er bereits der Beinecke Rare Book & Manuscript Library der Yale University.

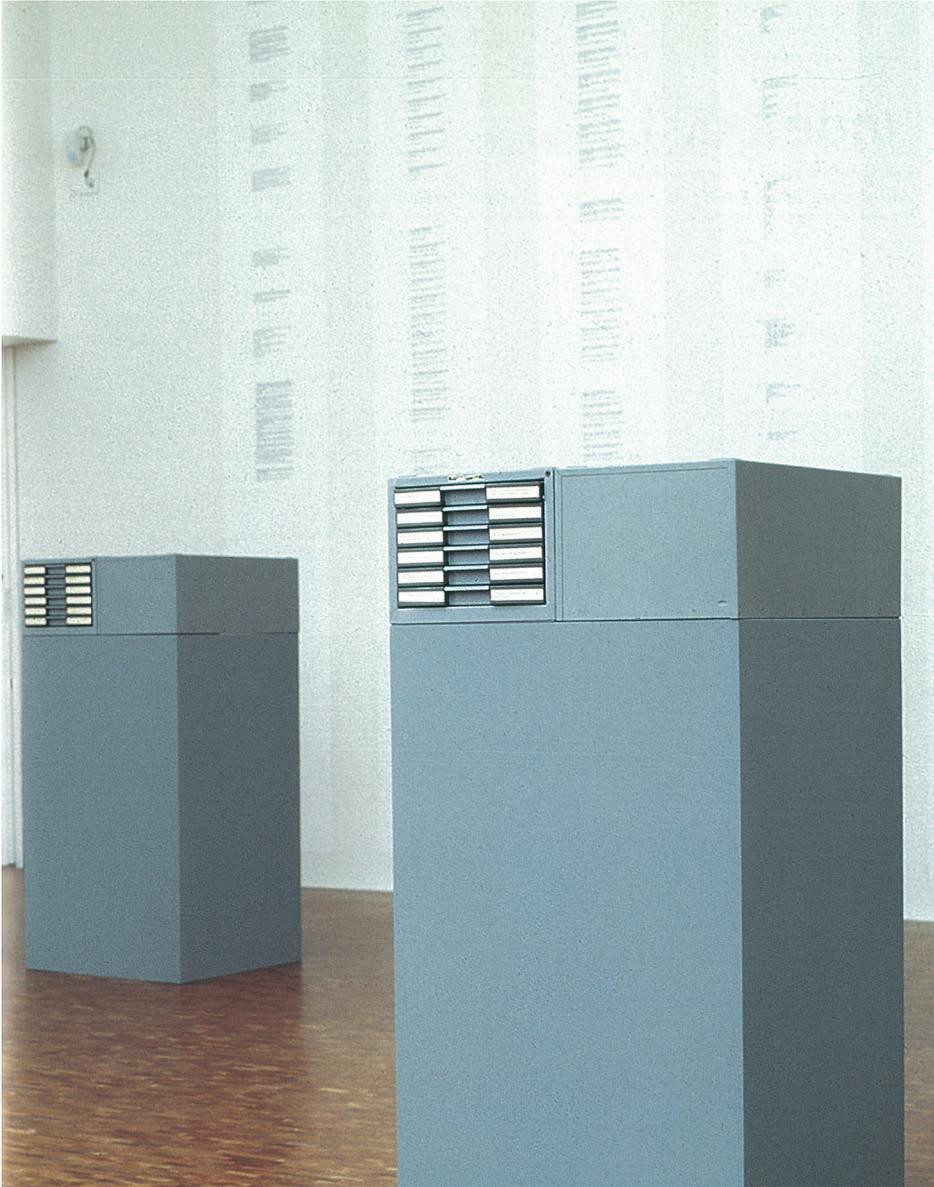
Steven Holl (*1947) entdeckte 1967 während seines Architekturstudiums an der University of Washington seine Bücherleidenschaft. 1973 war er dann einer der ersten Angestellten in der William Stout Architekturbuchhandlung in San Francisco. Als er 1977 nach New York ging, baute er sich während seiner Lehrtätigkeit an der Columbia University eine Bibliothek auf, aus der er auch den Studenten Bücher auslieh. Holls als Ideenpool dienende Arbeitsbibliothek umfasst etwa 3000 Exemplare, sie befindet sich in seinem Büro und steht jedem Mitarbeiter offen. Unter Holls favorisierten Buchtiteln sind aber so gut wie keine zur Architektur zu finden, sondern er nennt unter anderem Franz Kafkas Tagebücher 1910–1913, die er bei seiner Ankunft in New York las und die ihn anregten, sich mit Wittgenstein und der Phänomenologie zu beschäftigen. Holl vergleicht Bücher mit Gebäuden und Gebäude mit Büchern – beides bedürfe der intensiven Auseinandersetzung.

Bernard Tschumi (*1944) schließlich baute sich seine Bibliothek während seiner Studienzeit auf, sie umfasst heute circa 6000 Titel. Für ihn gibt es keine Architektur ohne Ereignis, Aktion und Bewegung; die Beziehung von Film und Architektur spielt deswegen in seinem Werk eine wichtige Rolle. Neben Le Corbusiers ‚Oeuvre complète, Vol. 1, 1910 –1929‘ nennt er Sergei Eisensteins ‚The Film Sense‘ (NewYork 1942), da dessen Montagetheorie für sein Architekturverständnis prägend gewesen sei.

Immer wieder wurde der Versuch unternommen, aus der heute nicht mehr über schaubaren Menge an Publikationen zur Architektur von der Antike bis zur Gegenwart die ideale Bibliothek für Architekten zusammenzustellen. Eine Auswahl von 250 Büchern ist beispielsweise am Schluss von Fritz Neumeyers ‚Quellentexte zur Architekturtheorie‘ zu finden. Ob sich diese Bücher tatsächlich ein Architekt zugelegt

Ingeborg Bachmann, *Das dreißigste Jahr*, München (Piper) 1961, S. 25.

[...] Einmal, als er kaum zwanzig Jahre alt war, hatte er in der Wiener Nationalbibliothek alle Dinge zu Ende gedacht und dann erfahren, daß er ja lebte. Er lag über den Büchern wie ein Ertrinkender und dachte, während die kleinen grünen Lampen brannten und die Leser auf leisen Sohlen schlichen, leise husteten, leise umblättern, als fürchteten sie, die Geister zu wecken, die zwischen den Buchdeckeln hausten. Er dachte – wenn jemand versteht, was das heißt! Er weiß noch genau den Augenblick, als er einem Problem der Erkenntnis nachging und alle Begriffe locker und handlich in seinem Kopf lagen. Und als er dachte und dachte und wie auf einer Schaukel hoch und höher flog, ohne Schwindelgefühl, und als er sich den herrlichsten Schwung gab, da fühlte er sich gegen eine Decke fliegen, durch die er oben durchstoßen mußte. Ein Glücksgefühl wie nie zu vor hatte ihn erfaßt, weil er in diesem Augenblick daran war, etwas, das sich auf alles und aufs Letzte bezog, zu begreifen. Er würde durchstoßen mit dem nächsten Gedanken! Da geschah es. Da traf und rührte ihn ein Schlag, inwendig im Kopf; ein Schmerz entstand, der ihn ablassen hieß, er verlangsamte sein Denken, verwirrte sich und sprang von der Schaukel ab. Er hatte seine Kapazität zu denken überschritten oder vielleicht konnte dort kein Mensch weiterdenken, wo er gewesen war. Oben, im Kopf, an seiner Schädeldecke, klickte etwas, es klickte beängstigend und hörte nicht auf, einige Sekunden lang. Er meinte, irrsinnig geworden zu sein, und umkrallte sein Buch mit den Händen. Er ließ den Kopf vornüber sinken und schloß die Augen, ohnmächtig bei vollem Bewußtsein. [...]

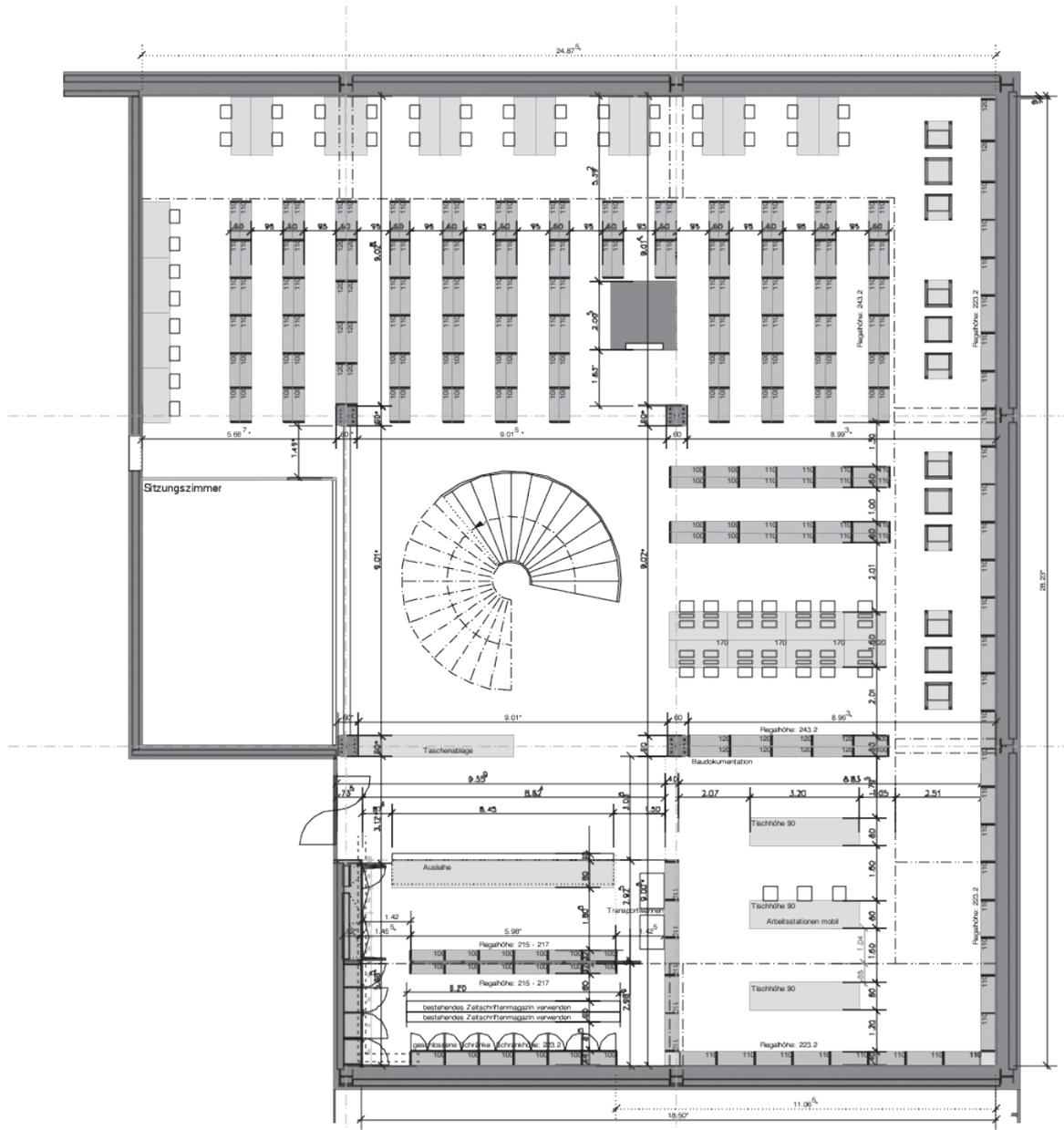


Art & Language, index 001, documenta V, 1972

GRUNDLAGEN

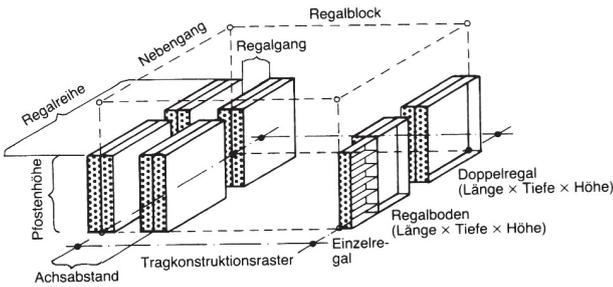
ETH Höggerberg, Baubibliothek, Eingangsgeschoss, Massstab 1:200

100'000 frei zugängliche Dokumente und Medien:
 Bücher und Nachschlagewerke, 580 abonnierte Zeitschriftentitel, topographische und
 thematische Karten, juristische Kommentare und Baunormen, technische Firmen- und
 Produktdokumentationen, physische Materialsammlung für Forschung und Lehre im
 Bereich Bauwesen

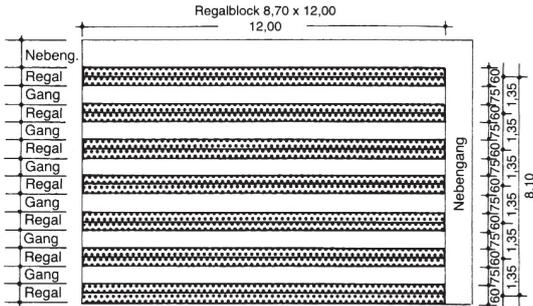


Ernst Neufert, *Bauentwurfslehre*, Wiesbaden (Vieweg + Teubner) 1996.

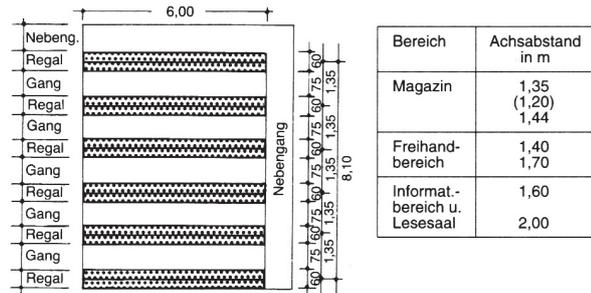
BIBLIOTHEK



① Unmaßstäbliche Skizze zur Klärung verwendeter Begriffe bei der Flächenberechnung für Bestände



② Flächen für Bücherregale im nicht öffentlich zugänglichen Magazin



③ Flächen für Bücherregale im Freihandbereich Regalblock 8,70 x 6,00

Konstruktionsraster	7,20 m x 7,20 m	7,50 m x 7,50 m	7,80 m x 7,80 m	8,40 m x 8,40 m
n x Achsabstand in m	6 x 1,20 5 x 1,44 4 x 1,80	6 x 1,25 5 x 1,50 4 x 1,87	6 x 1,30 5 x 1,56 4 x 1,95	6 x 1,20 5 x 1,40 4 x 1,68

④ Beispiel von Regalachsabständen bei gebräuchlichen Konstruktionsrastern

⑤ Bände je Regalboden

	Konstruktionsraster							
	3,60	4,20	4,80	5,40	6,00	6,60	7,20	8,40
Magazinbereiche (M)		1,05		1,08		1,10		1,05
Freihandbereiche (H)	1,20	1,20	1,20	1,10	1,20	1,20	1,20	1,12/1,2
Freihandbereiche (F)		1,40	1,37	1,35	1,33	1,32	1,31	1,40
		1,44			1,50	1,47	1,44	1,29
Lesesaalbereiche (L)		1,68		1,60	1,54		1,60	1,53
		1,80		1,80	1,71		1,80	1,68
Arbeitsplätze (2,25)		2,10					2,07	2,10
		2,40	2,10	2,40	2,10	2,40	2,40	2,10
Gruppenarbeitsplätze	3,60	4,20	4,80	3,60	4,00	4,40	3,60	4,20

⑥ Eignung der gängigen Konstruktionsrastern für die wesentlichen Bibliotheksfunktionen

Regalböden übereinander n	7	6	5	Unter Zugrundelegung einer Formatverteilung von 25 cm — 65% 25 bis 30 cm — 25% 30 bis 35 cm — 10% ergibt sich eine erforderliche Lastannahme von 7,5 kN/m²
max. Buchhöhen in cm	25	30	35	
mittlere Buchtiefen in cm	18	20	22	
Last je Regalboden in kN	0,38	0,51	0,55	

⑦ Lastannahme für Magazin-Decken von 7,5 kN/m²

Sammlung, Erschließung und Angebot von Literatur bestimmter Sachgebietsspektren für Lehre und Forschung, meist uneingeschränkt öffentlich zugänglich. **Öffentliche Bibliotheken (ÖB):** Breites Angebot an Literatur und anderen Informationsmedien, möglichst weitgehend in Freihandaufstellung. Flächendeckende Literaturversorgung aller Bevölkerungsschichten und Altersgruppen. Funktionen von Wissenschaftlichen und Öffentlichen Bibliotheken in größeren Städten gelegentlich auch gemischt.

Landesbibliotheken (LB), Überregionale Bibliotheken und Nationalbibliothek: Sammlung z.B. von Literatur der Produktion eines Landes oder einer Region (Pflichtexemplare); öffentlich zugänglich.

Spezialbibliotheken (SpB): Wissenschaftliche Bibliotheken zur Sammlung von spezieller Literatur und Medien begrenzter Fachgebiete mit oft eingeschränkter Benutzung.

(WB) sammeln und erschließen Literatur und andere Informationsmedien für Lehre und Forschung und bieten diese zur Benutzung in Lesesälen (Präsenzbestände) sowie zur Ausleihe aus dem geschlossenen Magazin, den Freihandmagazinbereichen und frei-hand in den Lesesälen oder gesondert aufgestellten Lehrbuchsammlungen an. Außer Büchern und Zeitschriften werden meist alle Arten von AV-Medien gesammelt, inhaltlich erschlossen und zur Nutzung angeboten. Anzahl der Leseplätze bezogen auf Zahl der Studenten in den verschiedenen Fächern. Orientierung durch systematische, d.h. fachliche Gliederung der Bestände. Zum Dienstleistungsangebot gehören Fernleihe (Literaturbeschaffung aus auswärtigen Bibliotheken) sowie Kopierdienst und Rückvergrößerung von Mikroformen (Mikrofiches und Mikrofilme), darüber hinaus Online-Literaturrecherchen sowie Literaturrecherchen in auf CD-ROM gespeicherten Datenbanken.

(WB): Universitätsbibliotheken sind ein- oder zweischichtig organisiert: Einschichtige Systeme werden zentral verwaltet (Buchbearbeitung und Dienstleistungen) und haben meist nur wenige gesonderte Benutzungsbereiche in Zweig- oder Fachbibliotheken. Zweischichtige Systeme umfassen eine Zentralbibliothek und eine – oft größere – Anzahl von Fakultäts-, Fachbereichs- und Institutsbibliotheken. Bestände werden frei zugänglich („freihand“) in Lesesälen – oft auch in „Freihandmagazinen“ (Regalachsabstände wie in geschlossenen Magazinen) und in geschlossenen Magazinen aufgestellt; diese Aufstellungsformen findet man gemischt in fast allen Wissenschaftlichen Bibliotheken. Das Verhältnis von Magazin- bzw. Ausleih- zu Präsenzbestand wird von der Bestandsstruktur und/oder dem Organisationstyp bzw. Konzept der Bibliothek, oft auch vom Raumangebot eines vorhandenen Gebäudes bestimmt. Flächenbedarf für Buchstellflächen abhängig von Organisationsform, Zugänglichkeit für Benutzer, Regalart (feste oder Fahrregale), fachlich systematischer Gliederung und entsprechender Aufstellung, Formattrennung sowie vom Konstruktionsraster (Tabellen → DIN-Fachbericht 13).

In jeder Bibliothek 3 Flächenbereiche: Benutzungsbereich, Magazin und Verwaltung. Flächenbedarf für diese Bereiche je nach Bibliotheksart unterschiedlich.

Benutzungs- und Lesebereiche: Bei guten Orientierungsmöglichkeiten (Leitsystem mit gut lesbarer Beschriftung von Wegen, Funktionsstellen und Regalen) sollte sich der Lesesaalbereich mit Lese- und Arbeitsplätzen – auch wegen Büchertransport – über möglichst wenige Ebenen verteilen; dabei versetzte Geschosse vermeiden. Erschließung möglichst über Treppen. Alle Flächen in Benutzungsbereich und Lesesaalbereichen müssen über Aufzüge erreichbar sein (Buchtransport, Behinderte). Deckentragsfähigkeit in den Benutzungsbereich und Lesesaalbereichen $\geq 5,0 \text{ kN/m}^2$.

Verkehrswege $>1,20 \text{ m}$ breit, lichter Abstand zwischen – im Publikumsbereich immer feststehenden – Regalen bis zu max. $1,30\text{--}1,40 \text{ m}$. Eingangsbereich und Lesesaalbereich durch Kontrollschleuse mit Buchsicherungsanlage getrennt. Möglichst nur ein Ein- und Ausgang. Kontrollschleuse zweckmäßig in der Nähe von Leihstelle/Zentraler Information.

	Achsabstand der Doppelregale (m)	Bände pro 1 m Regalboden	Böden übereinander	Bände pro Doppelregalmeter	Platzbedarf für 1000 Bände (qm)	Bände pro 1 qm
Für Benutzer nicht zugängliches Magazin (Zuschlag 20%)	1,20	30	6	360	3,99	250,6
		30	6,5	390	3,68	271,7
		25	6,5	325	4,43	225,7
		30	7	420	3,42	292,3
	1,25	25	6	300	4,80	208,3
		30	6	360	4,16	240,3
		30	6,5	390	3,84	260,4
		25	6,5	325	4,61	216,9
	1,30	30	7	420	3,56	280,8
		25	6	300	4,99	200,4
		30	6	360	4,33	230,9
		30	6,5	390	3,99	250,6
1,35	25	6,5	325	4,80	208,3	
	30	7	420	3,70	270,2	
	25	6	300	5,19	192,6	
	30	6	360	4,50	222,2	
Freihandmagazin (Zuschlag 25%)	1,40	30	6	360	4,50	222,2
		30	6,5	390	4,15	240,9
		25	6,5	325	4,98	200,8
		30	7	420	3,85	259,7
		25	6	300	5,40	185,1
		30	6	360	4,85	206,1
	1,44	30	6,5	390	4,47	223,7
		25	6,5	325	5,17	193,4
		30	7	420	4,16	240,3
		25	6	300	5,82	171,8
	1,50	20	5,5	220	7,63	131,0
		25	6	300	6,00	166,6
25		5,5	275	6,53	153,1	
20		6	240	7,50	133,3	
Lesesaalbereich (Zuschlag 25%)	1,68	20	5,5	220	8,17	122,3
		25	6	300	6,25	160,0
		25	5,5	275	6,81	146,8
		20	6	240	7,81	128,0
	1,80	20	5,5	220	8,51	117,5
		25	6	300	7,00	142,8
		25	5,5	275	7,62	131,2
		20	6	240	8,75	114,2
	1,87	20	5,5	220	9,53	104,9
		20	5	200	10,22	97,8
		20	5	200	11,25	88,8
		20	5,5	220	10,62	94,1
2,10	20	5	200	11,68	85,6	
	20	5,5	220	11,92	83,8	
	20	5	200	13,12	76,2	
	20	4	160	16,40	60,9	

Quelle: Schweigler S. 120

① Flächenberechnung

Bibliotheksbereich/ Deckentyp	Magazin und Freihandmagazin	Kompaktanlagen	Lesesaal und Freihandbereich	Verwaltung
auf Decken mit Querverteilung	7,5	12,5	5,0	5,0
auf Decken ohne Querverteilung	8,5	15,0	5,0	5,0

② Lastannahmen für Decken in kN/m²

Anzahl Fachböden	Regalachsabstand (m)							
	1,10	1,20	1,30	1,40	1,50	1,60	1,70	1,80
4	3,83	3,72	3,62	3,54	3,46	3,39	3,33	3,27
5	4,38	4,24	4,11	4,00	3,90	3,81	3,73	3,65
6	4,93	4,75	4,60	4,46	4,34	4,23	4,13	4,03
7	5,48	5,27	5,09	4,93	4,78	4,65	4,53	4,42
8	6,03	5,79	5,58	5,39	5,22	5,07	4,93	4,80
9	6,58	6,31	6,07	5,85	5,66	5,49	5,33	5,18

③ Deckenverkehrslasten für unterschiedliche Fachbodenzahl und Achsabstände

Außerhalb des Kontrollbereiches Garderoben bzw. Mappen- u. Garderoben-Schließfächer, Toiletten, Cafeteria, Zeitungslesecke, Ausstellungsraum, Vortrags- u. Konferenzräume (ggf. auch außerhalb der Öffnungszeiten der Bibliothek benutzbar), Information (zentrale Auskunft), Zettel- u. Mikrofiche-Kataloge, Online-Katalog-Terminals, Buchrückgabe, Abholung bestellter Bücher.
Innerhalb des Kontrollbereiches Lesesaalauskunft, Bibliographien, Online-Katalog-Terminals, Aus- u. Rückgabe von nur im Lesesaal benutzbaren Büchern, Ausleihverbuchung von Büchern der Lehrbuchsammlung, Kopiergeräte (in gesonderten Räumen), Buchbestände in Freihandaufstellung, Benutzerarbeitsplätze, ggf. Zugang zu Freihandmagazinen.

Angebot an Benutzerarbeitsplätzen in Hochschulbibliotheken abhängig von Zahl der Studenten u. Verteilung der einzelnen Fächergruppen. Bes. Arbeitsplätze für Behinderte (Rollstuhlfahrer, Sehbehinderte) und besondere Arbeitsaufgaben (Mikroformen-Lese- u. Rückvergrößerungsgeräte, PC, Terminals, CD-ROM u. dgl.; Richtlinien f. EDV-Arbeitsplätze beachten!) sowie Einzelarbeitsplätze (Arbeitskabinen, Carrels, Einzelarbeitsräume). Anordnung der Leseplätze im Tageslichtbereich günstig. Flächenbedarf pro einfachem Lese-/Arbeitsplatz 2,5 m², pro PC- oder Einzelarbeitsplatz ≥ 4,0 m². Verkehrswege ≥ 1,20 m breit, lichter Abstand zwischen – im Publikumsbereich immer feststehenden – Regalen bis zu max. 1,30–1,40 m. **Beleuchtung** im Benutzungsbereich: Allgemein ca. 250–300 lx, Lese- u. Arbeitsplätze, Zettelkataloge, Auskunft, Leihstelle 500 lx. **Klima** im Benutzungsbereich: 20° ± 2°C, ~50 ± 5% relative Luftfeuchte, Luftwechsel (Außenluftstrom) 20 m³/h · Pers.; diese Werte können wetterabhängig zeitweise unter- oder überschritten werden. Direkte Sonneneinstrahlung vermeiden, UV- u. Wärmestrahlung zerstören Papier u. Einbände. Klimaanlage u.a. wegen hohem Energiebedarf u. damit hohen Betriebskosten möglichst begrenzt einsetzen. Bei geringerer Gebäudetiefe Fensterlüftung möglich. **Sicherheit** im Benutzungsbereich: **Brandschutz** ausreichend über Baurechtliche Vorschriften u. Auflagen der örtlichen Bauaufsicht geregelt. **Einbruchschutz** über Bewegungsmelder und einbruchhemmende Verglasungen. **Diebstahlschutz** mit Buchsicherungsanlagen; optimale **Sicherung** von unbeaufsichtigten Fluchttüren durch elektronisch gesteuerte automatische Entsperrung bei Alarm. Mechanische Sicherung von **Fluchttüren** auch mit akustischen u./oder optischen Signalen wenig wirkungsvoll.

Magazine günstig im Untergeschoßbereich wegen gleichmäßigem Klima u. Abtragung der hohen Lasten. „Büchertürme“ ungünstig wegen erhöhtem Aufwand für Klima, Transport und Personal sowie eingeschränkter Flexibilität durch begrenzte Geschoßflächen. Zweckmäßig sind möglichst große, zusammenhängende Flächenbereiche ohne Niveausprünge. Aufteilung der festen oder fahrbaren Regalblöcke („Kompaktanlagen“) abhängig vom Stützenraster (→ DIN-Fachbericht 13). Kapazitätserhöhung durch Fahrregalanlagen um bis zu ~100% möglich. Deckentragfähigkeit bei festen Regalen mind. 7,5 kN/m², bei Fahrregalanlagen mind. 12,5 kN/m² (→ DIN-Fachbericht 13).

Klima in Magazinen: 18° ± 2°C, 50 ± 5% rel. Luftfeuchte, Luftwechsel (Außenluftstrom) ≥ 3 m³/h · m², standortabhängig Ausfilterung von Schadstoffen (Stäube, SO₂, NO_x usw.) erforderlich. Bei Verwendung von Wandbaustoffen mit gutem Feuchte- und Wärmespeichervermögen läßt sich Einsatz von Klimaanlage reduzieren. Leichte Luftumwälzung zur Vermeidung von Schimmelbildung zweckmäßig, insbesondere bei Fahrregalanlagen (offene Stirnseiten). Besondere Sammlungen und Materialien (z.B. Diapositive, Filme oder Ton- u. Datenträger sowie Karten, Pläne und Graphik) erfordern besonderes Raumklima.

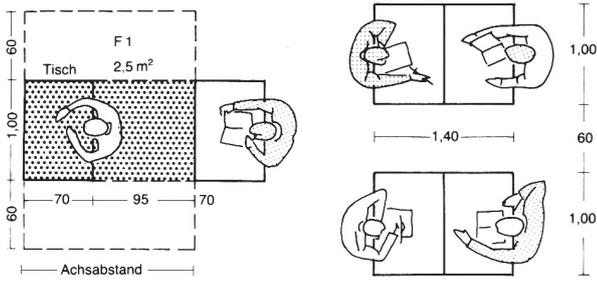
Deckentragfähigkeit im Bereich Verwaltung und Buchbearbeitung > 5,0 kN/m², in den technischen Bereichen (Werkstätten) je nach Maschinenausstattung höher, statische Einzelnachweise.

Konstruktion: Bewährt haben sich wegen Flexibilität des Ausbaus Stahlbeton- oder Stahlskelettkonstruktionen mit Rastermaßen von > 7,20 x 7,20 m. Raumhöhen > 3,00 m.

Verkehrswege: Kreuzungen und Überschneidungen von Wegen der Benutzer, des Personals und der Bücher vermeiden.

Transport: Buchtransport horizontal mit Bücherwagen (keine Schwellen, Niveausprünge mit Rampen ≤ 6% oder Hubplattformen) u. Förderbändern, vertikal mit Aufzügen, Förderbändern (Trassenführung sorgfältig planen, schräge Steigstrecken; sehr geringe Wartungskosten), Behälterförderanlagen (mechanisch programmierbar, Kombination von horizontalen Strecken und Paternosteraufzügen), automatische Behältertransportanlagen (Trassen beliebig horizontal u. vertikal führbar, automatische, meist EDV-gestützte Streckensteuerung; hoher Investitionsaufwand, z.T. sehr hohe Wartungskosten).

BIBLIOTHEK



① Fläche für einen Einzelarbeitsplatz → ③

② Mindestabstände zwischen den Tischen

$$F_1 = b \cdot e \cdot (1 + \frac{N\%}{100}) \quad \text{Formel 1}$$

- F_1 – Flächenbedarf für einen offenen Benutzerarbeitsplatz
- b – Tischbreite
- e – Achsabstand hinereinanderstehender Tische
- $N\%$ – prozentualer Zuschlag für Nebengänge zur Erschließung der einzelnen Arbeitsplätze

Unter den oben aufgeführten Bedingungen beträgt der Flächenbedarf für einen Einzelarbeitsplatz etwa 2,50 m².

Beispiel:
 $F_1 = 1,00 \text{ m} \cdot (0,70 + 0,95) \cdot (1 + \frac{50}{100})$
 $F_1 = 2,48 \text{ m}^2$

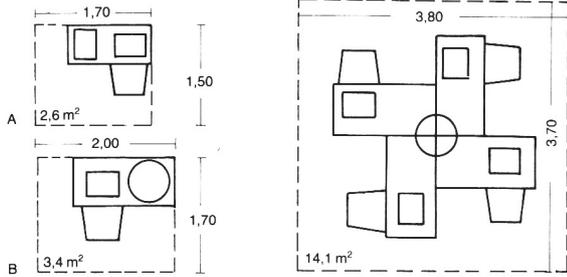
③ Flächenberechnung → ① m² Hauptnutzfläche

Microfiche-Katalogleseplatz am Tisch 60/120 cm mit Schuppentafelstützänder (mit maximal 10 Vertikal-Wendetafeln) → ④ A

Microfiche-Katalogleseplatz am Tisch 75/150 cm mit Tischständer für maximal 15 Drehschuppentafeln oder für Drehständer bis maximal 50 eingehängten Schuppentafeln → ④ B

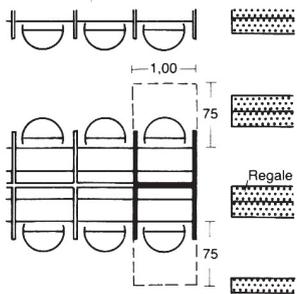
4 Microfiche-Katalogleseplätze an Tischen 75/150 cm für 1 (-2) Drehständer mit maximal 50 (-100) eingehängten Schuppentafeln (3,70 m × 3,80 m) → ⑤

⑥ Abmessungen → ④ – ⑤

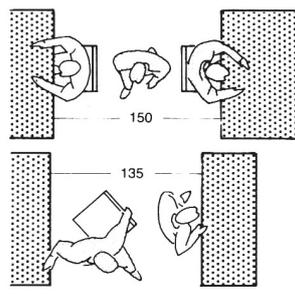


④ Microfiche-Katalog-Leseplatz → ⑥

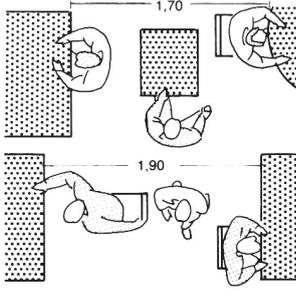
⑤ 4 Microfiche-Katalog-Leseplätze



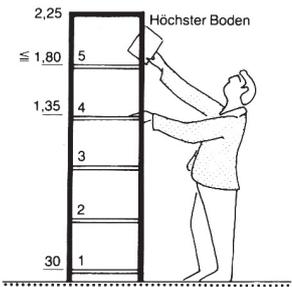
⑦ Einzelarbeitsplätze System Carrels



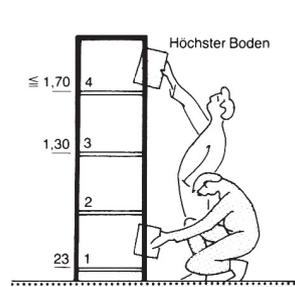
⑧ Mindest-Spielraum im Lesebereich → ⑨



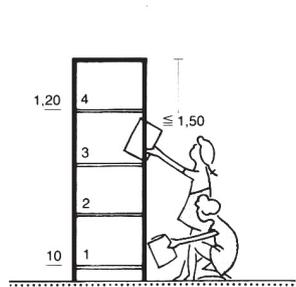
⑨ Beim Büchertransport und zwischen Sitzenden und Stehenden → ⑧



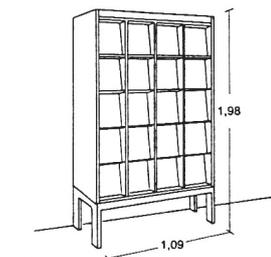
⑩ Regalhöhe 5 Fächer



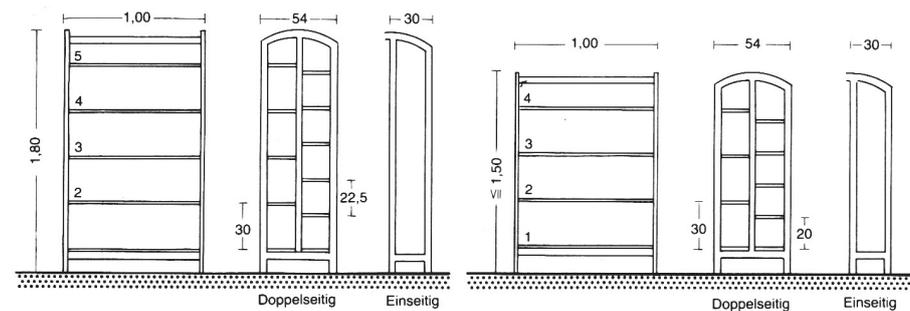
⑪ Regale für Schüler



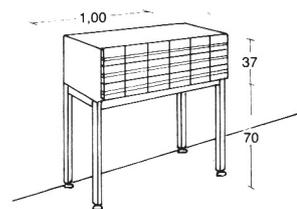
⑫ Regalhöhe 4 Fächer – Kinder



⑬ Zeitschriftenschrank



⑭ Regale für Erwachsene 5–6 Fachböden, für Kinder 4–5 Fachböden → ⑫



⑮ Katalogschrank

Wissenschaftliche Bibliotheken

Systemmöbel für Auskunfts- u. Ausleihtheke für alle Arten von Geräten (Telefon, PC, Terminals, Microfiche-Lesegeräte) sowie den dafür erforderlichen Kabelkanälen für Netz- u. Telekommunikationsleitungen.

Schränke mit bes. Schüben für Zettelkataloge, Mikrofiches, Diapositive, Filme, Ton- u. Videokassetten, Compact Disks; Planschränke für Karten, Pläne und Graphik. **Systemregale** für Bücher, Zeitschriften, Medien; meist freistehende Doppelregale (Ständer Stahlprofile, Böden Stahlblech oder Holz) h ≈ 2,25 m, Abstand Ständer 1,00 m, Tiefe der Einzelböden ≈ 0,25–0,30 m, aber auch Sondertiefen z.B. für Atlanten und Zeitungsbinden; Regalböden höhenverstellbar mind. alle 15 mm. Höhe der freistehenden Doppelregale max. das 5-fache d. Tiefe. Regalkapazität abhängig v. Zahl d. Böden pro Regal; rechnerisch 25–30 Bde/lfdm. (→ DIN-Fachbericht 13). Regalabstand in Magazinbereichen > 0,75 m i.L., in Benutzern zugänglichen Bereichen größer. **Fahrregale** (nur in geschlossenen Magazinen zulässig) können bei günstigem Stützenraster und entsprechender Regalblockaufteilung Kapazitätsgewinne um bis ca. 100% ergeben. Erforderlich: Deckentragfähigkeit ≥ 12,5 kN/m² (Mehrkosten gering gegenüber den üblichen 7,5 kN/m²).

Microfiche-Katalogleseplatz am Tisch 60/120 cm mit Schuppentafelstützänder (mit maximal 10 Vertikal-Wendetafeln) → ④ A

Microfiche-Katalogleseplatz am Tisch 75/150 cm mit Tischständer für maximal 15 Drehschuppentafeln oder für Drehständer bis maximal 50 eingehängten Schuppentafeln → ④ B

⑥ Abmessungen → ④ – ⑤

4 Microfiche-Katalogleseplätze an Tischen 75/150 cm für 1 (-2) Drehständer mit maximal 50 (-100) eingehängten Schuppentafeln (3,70 m × 3,80 m) → ⑤

⑨ Beim Büchertransport und zwischen Sitzenden und Stehenden → ⑧

Regalhöhe 5 Fächer

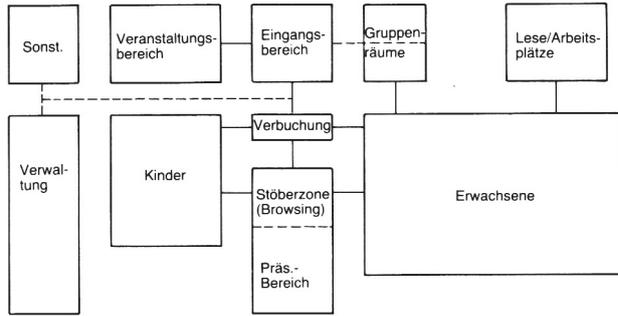
Regale für Schüler

Regalhöhe 4 Fächer – Kinder

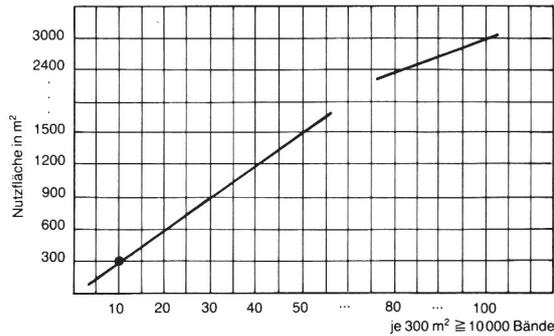
Zeitschriftenschrank

Regale für Erwachsene 5–6 Fachböden, für Kinder 4–5 Fachböden → ⑫

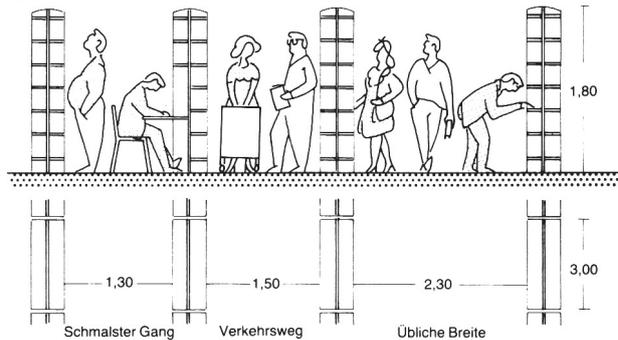
Katalogschrank



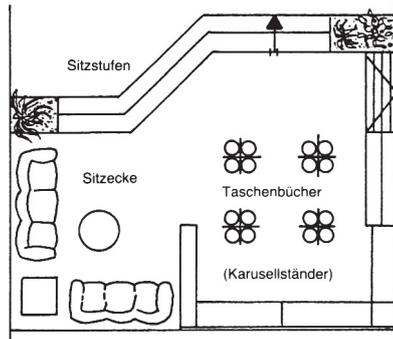
① Funktionsschema mittlere Bibliothek



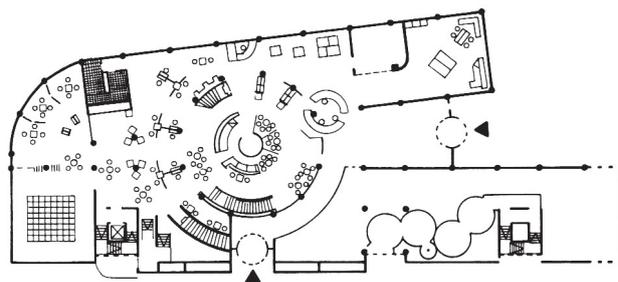
② Schema: Flächenbedarf der ÖB in Abhängigkeit von der Bestandsgröße



③ Mindestabstände

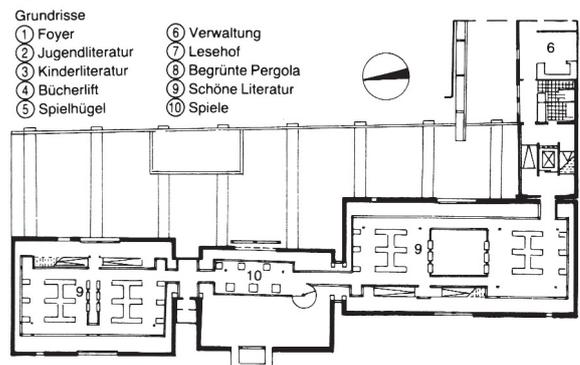


④ Kleine Stöberzone Arch. Volkamer u. Wetzel

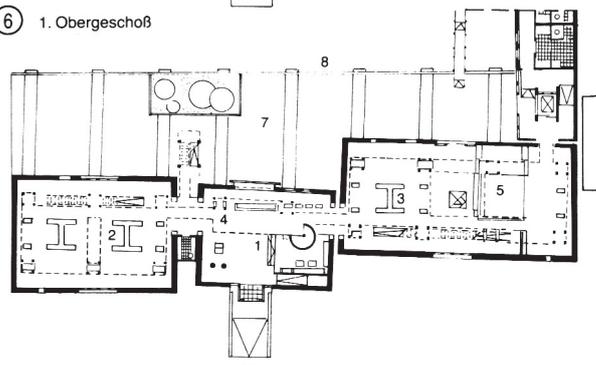


⑤ Bibliothek in Gütersloh Architekten Geller + Müller

Öffentliche Bibliotheken (ÖB) bieten allgemeinbildende Literatur u. andere Medien in direkt zugänglicher Freihandaufstellung an. Systematische Sammlung sowie inhaltliche Erschließung von Druck- u. anderen Medien auf einige größere ÖB begrenzt. (ÖB) haben keinen wissenschaftlichen Sammelauftrag oder Archivfunktionen, sondern sind Freihandbibliotheken, in der Regel ohne oder mit kleinen Magazinen. Benutzer sind Kinder, Jugendliche und Erwachsene. ÖB orientieren ihr Angebot an Bestand u. Dienstleistungen unmittelbar an Bedürfnissen der Benutzer. Als Kommunikationsort („Marktplatz“) für die Bevölkerung bieten sie neben dem traditionellen Buchangebot auch Stöberzonen („Browsing“), Bürgerberatung, Informationen, Cafeteria, Musikabhörplätze, Aufenthalts- und Veranstaltungsbereiche sowie Gruppen- und Einzelarbeitsplätze an. Darüber hinaus kann Musikbibliothek, eine Artothek (Kunstaustleihe) und/oder eine Fahrbibliothek dazugehören. Bestände („Medien“) können neben Büchern u. Zeitungen auch Zeitschriften, Broschüren, Spiele oder neue Medien sein (CD, Video, PC-Software), die ausgeliehen oder in der Bibliothek benutzt werden können. Räume sollten durch Gestaltung zum Verweilen animieren in gegliederten Flächen für Erwachsene, Kinder u. Jugendliche mit aktivitätsorientierten Bewegungsräumen, nicht abgetrennt, sondern in Zonen mit fließendem Übergang. → ⑤ Flächenbedarf orientiert sich an der Bestandsgröße. → ② Ziel sind 2 Medieneinheiten/Einwohner, Mindestgröße sollte 300 m² NF bei 10.000 Medieneinheiten Bestand sein. → ② Große zusammenhängende Flächen, annähernd quadratisch u. flexibel nutzbar, in horizontaler statt vertikaler Ausdehnung (weniger Personal), erweiterungsfähig und mit einladender Eingangszone. → ① Regale im Erwachsenenbereich mit 5 oder 6 Regalböden (max. Griffhöhe 1,80 m → ③), im Kinderbereich mit 4 Fachböden (Griffhöhe ~ 1,20 m → ③). 1 Regalboden faßt 30 Bände Fachliteratur, 33 Bände schöne Literatur oder 35 Bände Kinderliteratur. Regalgassen nicht länger als 3 m. Auch Nischen- und Kojenbildung. Buchtransport mit Bücherwagen (L · H · B: 92 · 99 · 50). Lastenaufzug am Lieferanteneingang, in großen Bibliotheken auch Buchförderanlagen. Deckenbelastung in ÖB: 5,0 kN/m², in magazinähnlichen Freihandbereichen mit dichter Regalstellung 7,5 kN/m², bei Kompaktmagazinierung (Fahrregale) 12,5 bzw. 15,0 kN/m².



⑥ 1. Obergeschoß



⑦ Erdgeschoß Bibliothek Viernheim (Umbau) Arch.: Rittmannsperger u. P.

BIBLIOGRAPHIE

Ulrich Naumann, „Kurze Geschichte des Bibliothekbaus“, in: *DETAIL: Zeitschrift für Architektur + Konzept* 45 (2005), Heft 3, S. 144–148.

Jorge Luis Borges, „Die Bibliothek von Babel“, in: ders., *Fiktionen: Erzählungen 1939–1944*, Frankfurt a.M. (Fischer) 1992, S. 67–76.

Alberto Manguel, *Die Bibliothek bei Nacht*, Frankfurt a.M. (Fischer) 2009, S. 79–104.

Peter von Matt, „Die Wissenschaften und die Zeit: Über die Paradoxie der Bibliotheken“, in: ders., *Das Wilde und die Ordnung: Zur deutschen Literatur*, München (Hanser) 2007, S. 263–274.

Umberto Eco, „Die Bibliothek“, in: Candida Höfer, *Bibliotheken*, München (Schirmer/Mosel) 2005.

Ilma Rakusa, *Mehr Meer. Erinnerungspassagen*, Graz (Literaturverlag Droschl) 2009, S. 268–270.

Werner Oechslin, „Die Quadratur des Kreises: Zur Entstehung einer Bibliothek“, in: *Du: Die Zeitschrift der Kultur* 58 (1998) (Themenheft: Das Gedächtnis der Worte: Von Büchern und Bibliotheken).

Michael Hagner, *Buchkritik als Kulturkritik*, Basel 2014 (Jacob Burckhardt-Gespräche auf Castelen 28).

Werner Oechslin, „Die Bibliothek, die Architektur und die ‚Architektonik‘“, in: Winfried Nerdinger (Hg.), *Die Weisheit baut sich ein Haus: Architektur und Geschichte von Bibliotheken*, München 2011, S. 14–28.

Irene Meissner, „Die Bibliothek des Architekten“, in: Winfried Nerdinger (Hg.), *Die Weisheit baut sich ein Haus: Architektur und Geschichte von Bibliotheken*, München (Prestel) 2011, S. 370–382.

Ingeborg Bachmann, *Das dreißigste Jahr*, München (Piper) 1961, S. 25.

Ernst Neufert, *Bauentwurfslehre*, Wiesbaden (Vieweg + Teubner) 1996.

WEITERFÜHRENDE LITERATUR

James W.P. Campbell, *Die Bibliothek: Kulturgeschichte und Architektur von der Antike bis heute*, München (Knesebeck) 2013.

Winfried Nerdinger (Hg.), *Die Weisheit baut sich ein Haus: Architektur und Geschichte von Bibliotheken*, München (Prestel) 2011.

Yukio Futagawa (Hg.), *Library*, Tokyo (A.D.A. Edita) 2006 (*GA Contemporary architecture* 03).

Michael Brawne, *Bibliotheken: Architektur und Einrichtung*, Teufen (Niggli) 1970.

Uwe Jochum, *Kleine Bibliotheksgeschichte*, Stuttgart (Reclam) 1993.

Uwe Jochum, *Geschichte der abendländischen Bibliotheken*, Darmstadt (WBG) 2010.

Matthew Battles, *Die Welt der Bücher: Eine Geschichte der Bibliothek*, Düsseldorf (Artemis & Winkler) 2003.

Umberto Eco, *Die Kunst des Bücherliebens*, München (Hauser) 2009.

Alberto Manguel, *Eine Geschichte des Lesens*, Frankfurt a.M. (Fischer) 2008.

Michael Hagner, *Zur Sache des Buches*, Göttingen (Wallstein Verlag) 2015.

BRANDSCHUTZ FLUCHTWEGE GÜLTIG AB 01.01.2015

Vereinigung kantonaler Feuerversicherungen: www.vkf.ch

BRANDSCHUTZNORM:

www.praever.ch/de/bs/vs/norm/Seiten/1-15_web.pdf

Auszug aus den Brandschutzrichtlinien:

FLUCHT- UND RETTUNGSWEGE:

www.praever.ch/de/bs/vs/richtlinien/Seiten/16-15_web.pdf

Ein Haus der Bücher, September 2016

Annette Gigon, Michael Künzle, Barbara Schläuri, Kord Büning-Pfaue, Regula Zwicky, Gregory Grämiger, Anastasia Vaynberg
Druck: Druckzentrum ETH Höggerberg